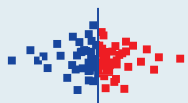


Kommunistische Diktaturerfahrungen – Das unsichtbare Gepäck.

Ein Aspekt der Migrationsgeschichte und seine Wirkung bis heute.

Ruth Wunnicke

unter Mitarbeit von Sabine Arnold, Michael Parak, Dennis Riffel, Nils Theinert



Gegen Vergessen
Für Demokratie e.V.



Kommunistische Diktaturerfahrungen – Das unsichtbare Gepäck.

Ein Aspekt der Migrationsgeschichte und seine Wirkung bis heute.

Ruth Wunnicke

unter Mitarbeit von Sabine Arnold, Michael Parak, Dennis Riffel, Nils Theinert

Ein Projekt von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.
mit Unterstützung der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Impressum

© 2017 Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., Berlin

Herausgegeben von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.
Stauffenbergstraße 13–14
10785 Berlin

Lektorat: Ines Eifler, Görlitz
Satz: Atanassow-Grafikdesign, Dresden
Druck: addprint AG, Bannewitz/Possendorf

ISBN 978-3-00-057281-4

Inhalt

Das Anliegen dieser Veröffentlichung	5
I. Gruppen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen	7
I.1. Kommunistische Diktaturerfahrungen – Das unsichtbare Gepäck	7
I.2. Menschen aus Ost-/Südosteuropa und der DDR in der heutigen Bundesrepublik	9
II. Kommunistische Diktaturerfahrungen in historischer Perspektive	14
II.1. Leben in einer doppelten Realität	14
II.2. Feindbilder in kommunistischen Diktaturgesellschaften	20
II.3. Kommunistische Feiertage	30
II.4. Sozialistische Helden	37
III. Unsichtbar und trotzdem da – Erfahrungsgepäck von Russlanddeutschen. Beobachtungen und Reflexionen aus der seelsorgerlichen Praxis (Sabine Arnold)	44
III.1. Erfahrung von Verfolgung und Denunziation	45
III.2. Helden – Verhaltensvorbilder zeigen ganzen Einsatz	50
III.3. Doppelte Realität	53
IV. Umgang mit kommunistischen Diktaturerfahrungen	59
IV.1. Alltagskommunikation	59
IV.2. Bildungsarbeit	62
IV.3. Die besondere Rolle von Kirchengemeinden und religiösen Gemeinschaften als Teil der Zivilgesellschaft	66
V. Danksagung	71

Das Anliegen dieser Veröffentlichung

Diese Publikation richtet sich an Menschen, die in ihrem täglichen Arbeits- und Lebensumfeld mit kommunistusgeprägten Menschen zusammen sind – in erster Linie an Praktiker in Bildungseinrichtungen und Parteien, jedoch auch in Kommunen, Kirchengemeinden und regionalen Medien. Mittelbar richtet sich die Veröffentlichung zudem an Menschen mit eigenen kommunistischen Diktaturerfahrungen.

Ziel der Veröffentlichung ist es, über die historische Entstehung und die Formung der Menschen durch kommunistische Diktaturerfahrungen aufzuklären. Wie können diese Erfahrungen bis heute nachwirken, innerfamiliär übertragen werden und das Denken und Handeln vieler Menschen bis heute beeinflussen? Hilfestellungen und Handlungsvorschläge für den Umgang mit Menschen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen sollen dabei helfen, ein tieferes Wissen und Verständnis für kommunistische Diktaturerfahrungen zu vermitteln. Es werden praktische Möglichkeiten und relevante Themenfelder aufgezeigt, die dabei unterstützen können, in der Gesellschaft und der Bildungsarbeit sinnvolle Kommunikations- und Anknüpfungspunkte zu finden, um den Alltag vor Ort gemeinsam zu gestalten.

Dafür wird im ersten Teil erörtert, was kommunistische Diktaturerfahrungen sind, und es werden verschiedene Gruppen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen vorgestellt, die in Deutschland leben. Im zweiten Teil werden vier alltägliche und für viele Menschen prägende kommunistische Diktaturerfahrungen in ihrer geschichtlichen Entstehung und im damals gelebten Alltag beschrieben. In den Beiträgen wird verdeutlicht, wie fest Propaganda und Inszenierungen gesamtgesellschaftlich von der Kindheit bis ins Alter verankert waren und dass ein „Entkommen“ lediglich durch die Flucht ins Private möglich war – und auch das nur bedingt. Es folgt im dritten Teil ein Beitrag über die Spätfolgen und Auswirkungen kommunistischer Diktaturerfahrungen bei Russlanddeutschen im heutigen Alltag der Bundesrepublik. Nicht immer ist den Betroffenen, ihren Angehörigen und den Menschen im sozialen Umfeld deutlich, woher bestimmte Handlungsmuster kommen. Die Autorin des Beitrags, Dr. Sabine Arnold, ist Historikerin, Traumafachberaterin i. A. sowie Seelsorgerin für russischsprachige Aussiedler. Sie erklärt an Beispielen aus ihrer praktischen Arbeit den Zusammenhang zwischen einstigen Prägungen im Kommunismus und heutigen Spätfolgen. Im vierten und letzten Teil werden konkrete Handlungsmöglichkeiten für den Alltag in Kommunen, Gemeinden sowie in der Bildung gegeben. Die Handlungsmöglichkeiten beziehen sich zum einen auf die praktische Gestaltung des Miteinanders, zum anderen auf inhaltliche Themen für die historisch-politische Bildung, die für Menschen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen für ihren Alltag in Deutschland relevant sind. Entscheidender Fluchtpunkt der Veröffentlichung sind die Erörterung von Möglichkeiten und Perspektiven gesellschaftlicher und politischer Teilhabe sowie die Einbeziehung neuer Perspektiven gerade auch der zweiten und dritten Generation von Menschen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen.

I. Gruppen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen

I.1. Kommunistische Diktaturerfahrungen – Das unsichtbare Gepäck

In einem bayerischen Werk machte die Werksleitung vor einiger Zeit den Vorschlag, eine „Straße der Besten“ einzuführen und gute Arbeiterinnen und Arbeiter monatlich mit einem Foto an der Wandzeitung zu ehren. Doch dieser Vorschlag traf nicht überall auf Zustimmung. Werksangehörige, die aus Ostdeutschland und Polen nach Bayern gekommen waren, lehnten ihn ab. Solche „Helden der sozialistischen Arbeit“ habe man früher zur Genüge erlebt, protestierten sie.

Was ist ein „unsichtbares Gepäck“? Menschen, die Wohnorte und Länder wechseln, nehmen neben ihrem eigentlichen Gepäck stets auch ein sogenanntes unsichtbares Gepäck mit. Dessen sind sich Migranten in der Regel selten bewusst. Auch Menschen aus Ost- und Südosteuropa haben dieses Gepäck mit in ihre neue Heimat nach Deutschland gebracht. Im unsichtbaren Gepäck liegen Erinnerungen, Geschichtsbilder, Bräuche und Traditionen, Familienerzählungen, kulturelle Prägungen, erlittene Traumata usw. Demnach kann unsichtbares Gepäck etwas Positives oder aber auch eine Last sein. Kulturgut, Brauchtum, Traditionen, bestimmte Feste, die zur eigenen Identität gehören und auch in der neuen Heimat an nachfolgende Generationen weitergeben werden, sind ein eher leichtes Gepäck. Unsichtbares Gepäck kann sich aber auch dadurch bemerkbar machen, dass es den Träger niederdrückt und belastet. Oft weist ein trauriges Grundgefühl auf einen Ballast im Leben hin. Das können schwere Familiengeschichten, Traumatisierungen, negative Weltbilder sein oder politische Ideologien, die mit dem gesellschaftlichen und politischen Leben in Deutschland nicht zusammenpassen. Studien haben ergeben, dass zum Beispiel oberschlesische Aussiedler über Jahrzehnte hinweg von der Entwicklung Deutschlands abgekapselt waren, auch weil sie ein unsichtbares Gepäck mit sich führten. Dieses Gepäck ist durch bestimmte Verhaltensweisen, Praktiken und Einstellungen geprägt, die wiederum den Integrationsprozess deutlich beeinflussten. Insbesondere im kommunistischen System gemachte Erfahrungen zählen zu diesem „unsichtbaren Gepäck“, das im Falle der Oberschlesier als Ballast angesehen wurde.¹

In der vorliegenden Publikation soll der Frage nachgegangen werden, welches „unsichtbare Gepäck“ Menschen nach Deutschland mitgebracht haben, die oder deren Familien zuvor in kommunistischen Staaten Ost- und Südosteuropas lebten. Hierbei stehen vor allem kommunistische Diktaturerfahrungen im Fokus. Es handelt es sich dabei um Typisierungen kommunistischer Diktaturerfahrungen, wohlwissend, dass es Unterschiede gibt. Diese sind auf verschiedene Phasen der kommunistischen Entwicklung in den Ländern Ost- und Südosteuropas zurückzuführen sowie auf verschiedene Spielarten der Ideologie. Da diese Unterschiede hier nicht im Einzelnen erörtert werden können, werden die kommunistischen Diktaturerfahrungen bewusst pointiert dargestellt.

Kommunistische Diktaturerfahrungen sind individuelle Erfahrungen. Die einen machten sie als engagierte Kommunisten, andere als Angehörige einer Minderheit, wiederum andere als Antikommunisten. Dennoch gibt es so etwas wie ein Grundgefühl, das als prägende Grundstruktur in kommunistischen Diktaturen für mehrere Generationen in unterschiedlichen Abstufungen zu erkennen ist und teilweise bis heute existiert. Eine umfassende wissenschaftli-

¹ Otto, S. 121.

che Definition kommunistischer Diktaturerfahrungen gibt es noch nicht. Dem Grundgefühl haben sich jedoch Schriftsteller, Publizisten und Historiker wie Swetlana Alexijewitsch, Merle Hilbk oder Sabine Arnold deskriptiv angenähert. Alltagserfahrungen im Kommunismus sind ein Aspekt des Lebens und eine von vielen Prägungen, die Menschen aus Ost- und Südosteuropa begleiten und die sie als unsichtbares Gepäck mit sich tragen.

Vier Alltagserfahrungen, die Menschen in jedem Land Ost- und Südosteuropas auf unterschiedliche Art und Weise machten, waren: Das Leben in einer doppelten Realität, die Schaffung imaginärer Feinde, das Zelebrieren kommunistischer Feiertage sowie Heldenkulte. Diese vier kommunistischen Diktaturerfahrungen sollen im Folgenden näher erläutert werden. Es sind vier Erfahrungen, die mitunter bis heute für das Leben in einer Diktatur prägend sind.

Vor allem Menschen anderer Ethnien, wie zum Beispiel Angehörige der deutschen Minderheiten in Rumänien, Polen oder der Sowjetunion, machten darüber hinaus die Erfahrung von Fremdenfeindlichkeit. Vielfach war es eine ethnisch-religiöse Diskriminierung, die sich ihnen in Form von Deportationen, Gewalt und Morden zeigte und mit schweren Traumatisierungen einhergeht. Angehörige anderer Ethnien wurden oftmals als Feinde im eigenen Land gesehen. Ihnen wurde häufig die Ausübung ihrer Religion, der Zuzug in Städte oder der Zugang zu höherer Bildung erschwert oder ganz verwehrt.

Die Ergründung und Benennung von kommunistischen Diktaturerfahrungen ist eine nachträgliche Konstruktion. Aus westeuropäischer Sicht werden diese Erfahrungen in der Regel negativ bewertet. Die Betroffenen werten dagegen nicht alles als negative Erfahrungen. Sie pflegen und begehen Rituale und Feiertage aus der Zeit des Kommunismus teilweise bis heute. Sie orientieren sich an Helden und Vorbildern, die von kommunistischen Regierungen geschaffen wurden. Mitunter werden diese Traditionen bis heute in den Familien weitergegeben. Bestimmte Bücher oder Filme, etwa beliebte Zeichentrickfilme für Kinder, werden in den Familien tradiert. Auch der enge private Zusammenhalt wird bis heute in ehemals kommunistischen Ländern als positiv beschworen. Dass dieser Zusammenhalt unter anderem ein Produkt des permanenten Misstrauens und des Rückzugs ins Private war, wird dabei häufig übersehen.

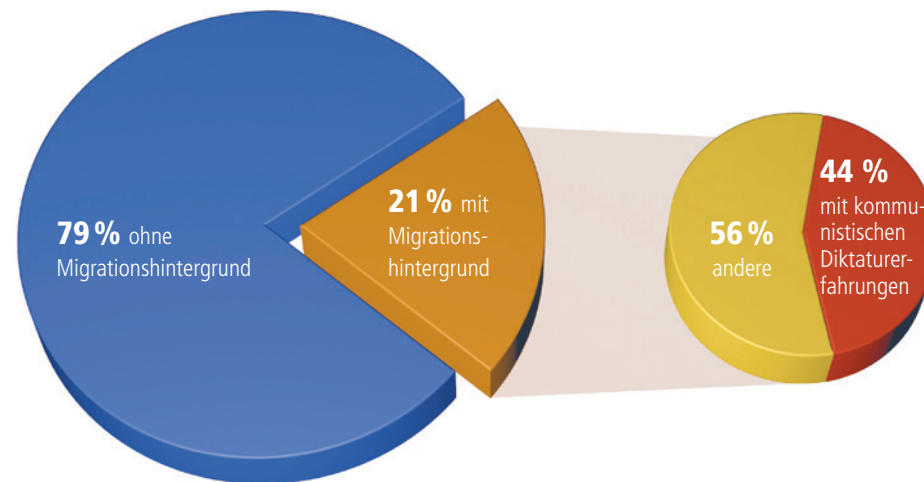
Der Zusammenbruch der kommunistischen Regime in Ost- und Südosteuropa bedeutete für viele Menschen neben der Angst um die eigene Existenz auch den Verlust von Werten und Träumen. Die mitgebrachten Erfahrungen und Prägungen aus dem kommunistischen Alltag erschweren den Menschen teilweise bis heute das Ankommen in den neuen politischen und gesellschaftlichen Strukturen.

Die weißrussische Autorin Swetlana Alexijewitsch beschreibt dies eindrücklich in ihrem Interviewbuch „Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus“:
 „Wir dachten, Freiheit, das sei ganz einfach. Nun ist einige Zeit vergangen, und die Bürde lastet schwer auf uns, denn niemand hat uns Freiheit gelehrt. Nur, wie man für die Freiheit stirbt. [...] Alle Werte zerstört, bis auf den Wert des Lebens an sich. Neue Träume: ein Haus bauen, ein schönes Auto kaufen, Stachelbeeren pflanzen ... [...] Wir haben im gesamten Verlauf unserer Geschichte immer nur überlebt, nie gelebt.“²

² Alexijewitsch, S. 1.

I.2. Menschen aus Ost-/Südosteuropa und der DDR in der heutigen Bundesrepublik

Deutschland hat ca. 81,4 Millionen Einwohner. Mit rund 17,1 Millionen hatten im Jahr 2015 mehr Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund³ als je zuvor. Der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund an der Gesamtbevölkerung erreichte 21 Prozent.⁴



Zusammensetzung der Bevölkerung 2015

Von den Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund, die 2015 in der Bundesrepublik Deutschland lebten, hatten **drei Millionen** ihre Wurzeln im Gebiet der ehemaligen Sowjetunion, **1,7 Millionen** in Polen, **1,6 Millionen** im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien, **657.000** in Rumänien, **217.000** in Ungarn, **169.000** in Bulgarien sowie **115.000** in der Tschechischen Republik.⁵ Diese rund **7,5 Millionen** Menschen aus Ost- und Südosteuropa entsprechen einem Anteil von **9,2 Prozent an der Gesamtbevölkerung Deutschlands**.

³ Eine Person hat dann einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren ist. Die Definition umfasst im Einzelnen folgende Personen:
 1. zugewanderte und nicht zugewanderte Ausländer;
 2. zugewanderte und nicht zugewanderte Eingebürgerte;
 3. (Spät-) Aussiedler;
 4. mit deutscher Staatsangehörigkeit geborene Nachkommen der drei zuvor genannten Gruppen.
 Quelle: Statistisches Bundesamt (Bevölkerung).

⁴ Ebd.
⁵ Ebd.

Dabei handelt es sich nicht um homogene Gruppen oder gar eine homogene Gruppe. Die individuellen Lebenswege und Migrationsmotive sind vielfältig. So gaben für manche Menschen wirtschaftliche Not, Krankheit oder körperliche Behinderung sowie Hoffnungslosigkeit in Bezug auf eine berufliche Karriere den Ausschlag dafür, den Weg aus Ost- und Südosteuropa nach Deutschland anzutreten. Bei anderen war es politische Dissidenz. Für manche Zugewanderte waren die Angst vor der politischen Willkür und die Sehnsucht nach Sicherheit der Motor zum Weggehen. Deutschstämmige haben zum Beispiel oftmals aufgrund ihrer Ethnie Verfolgung erlitten. Ihnen bot das Staatsangehörigkeitsrecht die Möglichkeit einer privilegierten Zuwanderung.

Bei allen Unterschieden geht die vorliegende Publikation aber von einem gemeinsamen Faktor aus: Der Großteil dieser Menschen wurde unmittelbar in kommunistischen Herrschaftssystemen geprägt und gibt diese Prägung zumeist unbewusst an nachkommende Generationen weiter. Dabei handelt es sich für die erste Generation um Erlebnisse, die für alle Menschen in den Staaten Ost- und Südosteuropas relevant waren und ihren Alltag prägten, den sie unter den Bedingungen eines kommunistischen Systems bestreiten mussten. Im Fokus stehen aber auch Nachgeborene der zweiten oder dritten Generation, die durch die Erfahrungen, Rituale, Traditionen oder Traumatisierungen ihrer Eltern und Großeltern geprägt und beeinflusst wurden.

Unter den Menschen mit Migrationshintergrund bilden die (Spät-) Aussiedler⁶ eine der größten Gruppen mit 4,5 Millionen deutschen Zuwanderinnen und Zuwanderern.⁷ Sie stellen auch die größte Gruppe unter den Zuwanderern mit kommunistischen Diktaturerfahrungen. Der Großteil kam von 1985 bis 2004. Das wichtigste Herkunftsgebiet ist die ehemalige Sowjetunion (darunter vor allem Kasachstan, die Russische Föderation sowie die Ukraine) mit 52 Prozent, gefolgt von Polen mit 32 % und Rumänien mit 10 %.⁸ 2015 lebten in Deutschland noch ca. 3 Millionen (Spät-) Aussiedler. Das Augenmerk der Publikation liegt auf Menschen aus der Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten sowie auf Menschen aus der DDR. Zahlenmäßig machen sie den größten Teil der in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Menschen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen aus. Beispiel-erzählungen oder die Darstellung exemplarischer Biografien werden daher überwiegend der Geschichte der Sowjetunion und der DDR entliehen. Nicht alle Migrantengruppen Ost- und Südosteuropas (wie z. B. aus Moldawien oder Slowenien) wurden in der vorhergehenden Aufzählung erwähnt. Das geschieht aufgrund der verhältnismäßig geringen Anzahl der in Deutschland lebenden Menschen aus jenen Ländern. Dennoch gelten die im Folgenden beschriebenen kommunistischen Diktaturerfahrungen weitgehend für alle Menschen aus Ost- und Südosteuropa. Die regionale Einschränkung der Publikation lässt auch Migranten aus Vietnam oder China außer Betracht. Im Mittelpunkt dieser Publikation stehen die Migrationsgeschichten sowie die dazugehörigen Erfahrungen von Menschen aus Ost- und Südosteuropa, weil diese bisher noch unzureichend bearbeitet wurden.

⁶ Aussiedler und Spätaussiedler sind deutsche Volkszugehörige aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion und den anderen früheren Ostblockstaaten, die im Wege eines speziellen Aufnahmeverfahrens ihren Aufenthalt in Deutschland begründet haben. (Definition: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge)

⁷ Worbs/Bund/Kohls/Babka von Gostomski, S. 7.

⁸ Statistisches Bundesamt (Sozialstruktur).

Russlanddeutsche und Zuwanderer aus den ehemaligen Staaten der Sowjetunion in der Bundesrepublik

Mit rund 2,5 Millionen Menschen stellen die Russlanddeutschen⁹, die seit 1950 als Aussiedler oder Spätaussiedler aus der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten (vor allem aus Kasachstan, der Russischen Föderation sowie der Ukraine) nach Deutschland gekommen sind, die größte Einwanderergruppe, die von der deutschen Gesellschaft seit der Zuwanderung der „Gastarbeiter“ aufgenommen wurde. Ebenfalls in engem zeitlichen Zusammenhang mit der Auflösung der Sowjetunion siedelten sich seit 1990 rund 215.000 „Kontingentflüchtlinge“ mit jüdischem Hintergrund in Deutschland an. Schließlich leben gut 230.000 Menschen in Deutschland, die ausschließlich einen russischen Pass besitzen.

Sie hätten sich „geräuschlos“¹⁰ eingegliedert, konstatierte das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2013 die Integration von (Spät-) Aussiedlern in Deutschland. Ab Mitte der 1990er-Jahre wurden mit der gestiegenen Zahl der Zuwanderer aus den ehemaligen Staaten der UdSSR für einige Jahre verstärkte Probleme im Bereich der Kriminalität festgestellt. Gründe dafür waren die Menge der Zugewanderten und verringerte staatliche Unterstützungsleistungen. Mit Abnahme der Migrationszahlen beruhigte sich die Situation wieder. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge spricht gerade wegen der „Unauffälligkeit“ der Aussiedler und Spätaussiedler von einem „Integrationserfolg“.¹¹ Ziel vieler Zuwanderer aus Osteuropa ist es, nicht aufzufallen und schnell anzukommen. Sie integrieren sich rasch in ihre eigenen Communities. Deutschland als aufnehmende Gesellschaft unterstützte, verpasste jedoch häufig den Kontakt und die Frage nach dem mitgebrachten Gepäck und den tieferliegenden aktuellen Bedürfnissen.

Lauter wurde es in den vergangenen 20 Jahren um die Russlanddeutschen, als Mitte der 1990er-Jahre die Kriminalitätsrate stieg und Anfang 2016 der „Fall Lisa“¹² wütenden Protest vieler Russlanddeutscher erzeugte und die AfD um sie warb. Die Presse nutzte die Themen und berichtete. In der Folge sind Menschen aus dem ehemaligen Gebiet der Sowjetunion mitunter auf die Rolle als AfD-Wähler und Putin-Gläubige festgelegt. Dabei belegt eine Studie der Boris-Nemzow-Stiftung, dass der Großteil der in Deutschland lebenden Zuwanderer aus den ehemaligen Staaten der Sowjetunion mit der Demokratie in Deutschland zufrieden, hingegen mit der russischen Demokratie unzufrieden ist.¹³ Doch der Anschluss für ein Miteinander statt eines Nebeneinanders ist in manchen Regionen noch schwieriger geworden. Die Spaltung in „wir“ und „die anderen“ wird durch pauschalisierende Medienberichterstattung gefördert. Dabei beschreiben die Medien oftmals nur einen Istzustand, ohne genauer danach zu fragen, welche eigenen Erfahrungen hinter diesen oder jenen Meinungen und Haltungen stehen. Vergessen wird dabei auch, dass es

⁹ Der Begriff „Russlanddeutsche“ bezeichnet keinen rechtlichen Status, sondern wird allgemein für die Nachfahren deutscher Kolonialisten verwendet, die in den Nachfolgestaaten der UdSSR leben oder gelebt haben.

¹⁰ Worbs/Bund/Kohls/Babka von Gostomski, S. 201.

¹¹ Ebd.

¹² Im Januar 2016 erzeugte der „Fall Lisa“ Empörung wegen eines angeblich von muslimischen Asylbewerbern vergewaltigten russlanddeutschen Mädchens aus Berlin-Marzahn, was sich später als unwahr herausstellte. Aus Moskau reklamierte Außenminister Lawrow den Schutz „unserer Lisa“.

¹³ Russischsprachige Deutsche.

sich bei den rund 2,5 Millionen Russlanddeutschen um die größte Zuwanderergruppe in Deutschland mit Wahlrecht handelt. Die Wahlbeteiligung liegt in dieser Gruppe jedoch häufig nur bei rund 30 Prozent.¹⁴

DDR-Bürger in der Bundesrepublik

Mit der Wiedervereinigung wurden 1990 rund 17 Millionen DDR-Bürger zu Bürgern der Bundesrepublik Deutschland. Und ganz gleich, ob sie an ihrem Wohnort blieben oder nach Westdeutschland zogen, ihre kommunistischen Diktaturerfahrungen hatten und haben auch sie stets im Gepäck und geben sie an ihre Kinder und Enkel weiter. Auch ohne einschneidende Migrationserfahrung mussten sie sich mit der Wiedervereinigung in ein neues politisches, gesellschaftliches und soziales System eingliedern. Die deutsche Wiedervereinigung stellte viele DDR-Bürger vor die Aufgabe einer Identitätssuche – trotz der Tatsache, dass sich die Mehrheit der DDR-Bürger eher als deutsch denn als ostdeutsch gesehen hat. Ihre Bemühungen, sich in einem neuen gesellschaftlichen und politischen Umfeld zurechtzufinden, gehen bis heute oftmals mit psychischen Schwierigkeiten bis hin zu posttraumatischen Belastungen als Folge politischer Verfolgung einher, die ungenügend thematisiert werden.

Auch knapp 30 Jahre nach der Wiedervereinigung sind gesellschaftliche Risse zwischen Ost- und Westdeutschland auszumachen. Der ideologische Hohlraum, der für einige DDR-Bürger mit der Auflösung der DDR entstand, wurde häufig nicht gefüllt. Die alte politische Welt musste verlassen werden und es fehlte ein neuer kategorialer Rahmen. Die einsetzende Desorientierung konnte nicht schnell genug durch Stabilität aufgewogen werden – teilweise bis heute nicht. Lehrer und andere Multiplikatoren weisen in der politischen Bildung immer wieder darauf hin, dass die offiziell zirkulierenden Deutungsmuster in Schulbüchern, in Museen und in Gedenkstätten, die ein Bild von der DDR-Vergangenheit entwerfen, kaum anknüpfungsfähig sind an die Erinnerungen von vielen ehemaligen DDR-Bürgern und ihren Nachkommen. In den heutigen Medien tauchen Ostdeutsche oftmals im Zusammenhang mit Übergriffen auf Ausländer auf, doch darunterliegende Ängste, Prägnungen und Bedürfnisse werden nicht thematisiert.

Die Hinweise zum Umgang mit kommunistischen Diktaturerfahrungen, die in dieser Veröffentlichung gegeben werden, haben auch mitunter das Potenzial, für die Erfahrungen von DDR-Bürgern nutzbar gemacht zu werden. Dabei gibt es natürlich viele Unterschiede zwischen den Erfahrungen Russlanddeutscher und denen von DDR-Bürgern.

Literatur:

Swetlana Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus*, Berlin 2013.

Russischsprachige Deutsche. Forschungsergebnisse, im Auftrag der Boris Nemtsov Foundation For Freedom, Oktober 2016, online unter: <http://nemtsovfund.org/de/2016/11/die-boris-nemtsov-foundation-studie-russisch-sprechende-deutsche/> [Stand: 31.07.2017].

Marius Otto: *Transnationale Sozialräume oberschlesischer Aussiedler in Nordrhein-Westfalen*, Bielefeld 2015.

Statistisches Bundesamt (Hg.): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2015, Fachserie 1, Reihe 2.2., erschienen am 16. September 2016, korrigiert am 21. März 2017, online unter: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220157004.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 05.07.2017].*

Statistisches Bundesamt (Hg.): *Sozialstruktur und soziale Lagen. Auszug aus dem Datenreport 2016, online unter: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2016Kap7.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 05.07.2016].*

Christoph Strauch: *Wahlkampf auf Kyrillisch*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 20.5.2017.

Susanne Worbs/Eva Bund/Martin Kohls/Christian Babka von Gostomski: *(Spät-) Aussiedler in Deutschland: Eine Analyse aktueller Daten und Forschungsergebnisse. Forschungsbericht 20, herausgegeben vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Nürnberg 2013.*

¹⁴ Strauch.

II. Kommunistische Diktaturerfahrungen in historischer Perspektive

II.1. Leben in einer doppelten Realität

Einleitung

„Mehr Schein als Sein“, „Wasser predigen und Wein trinken“, „Der Schein trügt“: Diese weit verbreiteten Redensarten zeigen, dass Anspruch und Wirklichkeit oft nicht deckungsgleich sind. Menschen spielen Rollen, sind im Beruf anders als in der Freizeit, verhalten sich in den eigenen vier Wänden nicht genauso wie im öffentlichen Raum, reden mit Vorgesetzten anders als mit Freundinnen und Freunden, haben sich vielleicht auch eine oder mehrere Identitäten im Web 2.0 angelegt. Dies spielt sich täglich überall auf der Welt ab, in demokratischen Gesellschaften genau wie in Diktaturen und autokratischen Systemen.

Anspruch und Wirklichkeit im Kommunismus

Für die Sowjetunion beschreibt Sabine Arnold in ihrer Dissertation „Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat“: „Die sowjetische Gesellschaft lebte in einer doppelten Realität, einer Art gesellschaftlicher Schizophrenie“. ¹ Was machte diese doppelte Realität aus? Was unterscheidet sie von der alltäglichen Erfahrung, dass Anspruch und Wirklichkeit häufig auseinanderdriften? Sabine Arnold macht deutlich, dass es in der Sowjetunion neben dem, was tatsächlich passierte, immer eine ideologisch gefärbte Interpretation, eine offizielle Version von Ereignissen gab. Diese Version wich in der Regel sehr stark von dem ab, was die Menschen in ihrem Alltag erlebten und an Erfahrungen sammelten. Das Problem bestand darin, dass es nicht möglich war, diese alltäglichen Wahrnehmungen in irgendeiner Weise nachzuweisen, denn alle offiziellen Verlautbarungen und Statistiken bestätigten die eigene Wahrnehmung nicht, sondern waren Teil der ideologischen, staatseigenen Interpretation, da es in der Öffentlichkeit keine Meinungsvielfalt wie in demokratischen Gesellschaften gab. ² Diese doppelte Realität, die Kluft zwischen offiziell verkündeter Ideologie und erlebtem Alltag, ist eine Diktaturerfahrung, die nicht nur in der Sowjetunion, sondern in allen sozialistischen Staaten einschließlich der DDR gemacht wurde. Bei der doppelten Realität handelt es sich im Unterschied zum sozialistischen Heldenkult, zur Festkultur oder zu kommunistischen Feindbildern um kein Instrument zur Festigung des ideologischen Machtanspruchs, sondern sie entsteht beim Ausüben der Herrschaft.

Interessant ist dabei, wie die Menschen diese doppelte Realität wahrnahmen und auf sie reagierten und wie staatliche Akteure versuchten, diese Kluft zu überwinden. Diese Wechselwirkungen geben einen tiefen Einblick in die „durchherrschten“ sozialistischen Gesellschaften. Es zeigt sich außerdem, dass es mehrere Ebenen von doppelter Realität im kommunistischen Machtbereich gab, die unterschiedlich ausgeprägt waren.

¹ Arnold, S. 398.

² Ebd.

Staatsziel: Deckungsgleichheit von Ideologie und Alltag

Der Kommunismus trat in allen Ländern seiner Herrschaftssphäre mit dem Ziel an, alle Lebensbereiche umzugestalten. Für die Ideologen war klar, dass es mit dem öffentlichen Meinungsmonopol nicht getan war. Die neuen sozialistischen Werte wie Gerechtigkeit, Gleichheit, Humanität in sozialen Beziehungen, Streben nach Höherem, Selbstaufopferung und Selbstperfektion sollten nicht nur propagiert, sondern ganz praktisch im Alltag gelebt werden. Dann, so die Idee, würden die Menschen aus eigenem Antrieb sozialistisch leben. Menschen sollten in und durch ihr Leben zum Erfolg des Kommunismus beitragen. Ziel war die Deckungsgleichheit von Ideologie und Alltagspraxis. Um dieses Ziel zu erreichen, griff der Staat in das Privatleben seiner Bürger ein und versuchte, praktische sozialistische Handlungsanleitungen für alle Lebensbereiche vorzugeben. Private Autonomie wurde grundsätzlich nicht anerkannt. Es gab keinen Bereich des Alltagslebens, der vor staatlicher Einflussnahme vollständig geschützt war. Ideologisch motivierte Politik veränderte die materiellen und sozialen Grundlagen des Lebens. ³

Die Ideologiegläubigkeit der Menschen war jedoch in den unterschiedlichen Ländern, Gruppen und zu bestimmten Zeiten verschieden. In der DDR, aber auch in anderen Staaten Ost- und Südosteuropas mussten die Führungen im Laufe der Jahre erkennen, dass viele Menschen nicht von der Richtigkeit der Ideologie und Politik überzeugt waren. Für die Staatsführung in der DDR kam es in der Folge mehr und mehr darauf an, dass die Menschen, wenn sie schon nicht überzeugt werden konnten, sich wenigstens den Erwartungen der Staatsführung entsprechend verhielten, das heißt spontane und subjektive politische Willensbekundungen unterließen und ein äußerliches Wohlverhalten an den Tag legten. Ideologie fungierte hier „nur noch“ als Mittel zur Anerkennung des Systems und zur Disziplinierung. ⁴

Propaganda und Realität

Die vollständige Durchdringung aller Lebensbereiche gelang nicht. Stattdessen lagen zwischen der offiziellen kommunistischen Propaganda und der Alltagsrealität oft Welten. Besonders deutlich erlebten beispielsweise die Menschen in der DDR die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit in Betrieben und im Arbeitsalltag. Stets wurde die Überlegenheit der Planwirtschaft gegenüber der freien Marktwirtschaft propagiert, während die Belegschaften in den Fabriken ständig mit dem Mangel an Rohstoffen, Industriegütern und Ersatzteilen zu kämpfen hatten und die Produktion kaum aufrechtzuerhalten war. ⁵ Auch in der Wohnraumfrage konnte die DDR dem offiziell immer wieder verkündeten Anspruch, jedem Bürger angemessenen Wohnraum zuzuteilen, bis zu ihrem Ende nicht gerecht werden. Zwar gab es beim Wohnungsneubau in Industriegebieten und am Stadtrand tatsächlich Erfolge, die propagandistisch ausgeschlachtet wurden. Gleichzeitig verfielen aber in den Innenstädten ganze Stadtviertel, die Wohnungsnot insgesamt konnte nicht behoben werden. Die Wohnsituation war ein Hort großer Unzufriedenheit und die zahlenmäßig größte Kategorie bei individuellen Beschwerden und Eingaben an die Staatsorgane. ⁶

³ Brunnbauer, S. 8–9.

⁴ Bericht Enquete-Kommission, S. 35.

⁵ Weil, S. 61.

⁶ Fulbrook, S. 68–71.

Doppelte Realität und der Blick nach Westen

Eine weitere Dimension von doppelter Realität konnten diejenigen erleben, die den Blick von jenseits des „Eisernen Vorhangs“ in den Westen wagten. Gerade die Sicht auf die westlichen Staaten offenbarte den Widerspruch zwischen Propaganda und Wirklichkeit. Auf der einen Seite war „der Westen“ das offizielle Feindbild aller Staaten im sowjetischen Einflussbereich, auf der anderen Seite gelang es der Propaganda jedoch nicht, den wirtschaftlichen Aufschwung in den westlichen Ländern gänzlich zu negieren. So sickerten durch Medien wie Radio, Fernsehen und westliche Zeitungen, die heimlich eingeführt wurden, Nachrichten in sozialistische Staaten, die unter anderem deutlich zeigten, dass im „kapitalistischen Ausland“ Konsumgüter in großer Menge und guter Qualität zur Verfügung standen. Im eigenen Land hingegen gab es bestimmte Produkte nicht zu kaufen und es wurde viel Energie und Zeit aufgewendet, um Mangelware zu beschaffen. In der DDR, wo sehr viele Menschen Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen „nach drüben“ pflegten, wurden viele begehrte Produkte in sogenannten Westpaketen eingeführt. Dadurch und über die bundesdeutschen Fernsehprogramme, die in weiten Teilen der DDR empfangen werden konnten, hatten viele DDR-Bürger ein ziemlich genaues Bild von dem, was es in der Bundesrepublik alles zu kaufen gab. In der Sowjetunion und anderen Staaten des Warschauer Paktes waren es eher westliche Radiosender wie zum Beispiel Radio Free Europe und Radio Liberty, die Informationen über westliche Konsumgüter, Mode und Kultur transportieren. Als eine Art psychologisches Instrument von den USA eingesetzt, bedrohten diese Sender das Meinungsmonopol der Sowjetführung und wurden deshalb mit technischen Mitteln und Gegenpropaganda bekämpft.⁷ Nicht nur über sowjetische Radio-, sondern auch über Fernsehsender wurde versucht, „die Amerikaner“ als Feindbild zu etablieren. Im sowjetischen Fernsehen der Nachkriegszeit waren häufig Filme zu sehen, die den dekadenten, luxuriösen Lebensstil des „American Way of Life“ anprangerten. Diese Filme erzeugten jedoch einen ungewollten Bumerangeffekt beim sowjetischen Publikum, denn das Setting der Filme – schicke Menschen in schnellen Autos, mondäne Häuser mit Pools und parkähnlichen Gärten – wirkte sehr attraktiv und gerade nicht verwerflich.⁸

Eigensinnige Reaktionen

Die Menschen hatten verschiedene Möglichkeiten, auf die Kluft zwischen erlebtem Alltag und ideologischer Propaganda in einem bestimmten Lebensbereich zu reagieren. Dabei sind zwei Pole erkennbar: Zum einen konnten sie den ideologischen Anspruch und die tatsächlichen Lebensverhältnisse kategorisch als unzumutbar ablehnen und sich auch öffentlich dagegen aussprechen. Durch diese Fundamentalopposition wurden sie zwangsläufig zu Staatsfeinden und waren Repressionen ausgesetzt, die von Benachteiligung, Karriereeinbußen und Ausbürgerung bis hin zu langjährigen Haftstrafen führen konnten, weshalb nur wenige zu diesem Schritt bereit waren. Das andere Ende der möglichen Verhaltensweisen war das Mitmachen und Planübererfüllen, weil man aus ideologischer Überzeugung an die Erfüllung der sozialistischen Visionen glaubte. Zwischen diesen beiden Polen gab es vielfältige Varianten des Agierens, von Flucht über verdeckte Ablehnung und Abwand-

⁷ Mikkonen, S. 771–775.

⁸ Müller, S. 446–447.

lung offizieller Politik bis hin zu verschiedenen Formen opportunistischer Anpassung.⁹ Viele Menschen erlernten, wie sie sich verhalten und was sie sagen mussten, um nicht mit dem Zwangsapparat in Berührung zu kommen. Lippenbekenntnisse, das formelhafte Erlernen und Mitmachen bestimmter sozialistischer Rituale und das Verschweigen oder Beschönigen von Problemen wurden zu sozialen (Über-) Lebenstechniken, verbunden mit dem Anspruch, dann vom Staat in Ruhe gelassen und im Verfolgen eigener Ziele nicht behindert zu werden. Václav Havel brachte die Folge dieser Verhaltensweisen in seiner Neujahrsansprache 1989/90, also nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Systeme, auf den Punkt: „Wir sind moralisch krank, da wir uns daran gewöhnt haben, etwas anderes zu sagen als wir denken.“¹⁰

Ein großer Teil der Beherrschten entwickelte eine kalkulierende Haltung zum Staat, übernahm aber nur teilweise dessen Vorschriften. Die Menschen reagierten nicht so, wie es sich die Herrschenden wünschten, sondern „eigensinnig“.¹¹ Dieser „Eigensinn“ zeigte sich auf unterschiedliche Art und Weise. Um etwa materielle Bedürfnisse befriedigen zu können, entwickelte sich ein reger informeller Tauschhandel mit Verbrauchsgütern, die in der sozialistischen Planwirtschaft nicht in ausreichender Qualität und Menge zur Verfügung standen.¹² Häufig wurden auch sozialistische Organisationen teilweise anders genutzt, als sich ihre Initiatoren das gedacht hatten. So wurden viele „Brigaden der sozialistischen Arbeit“, die als unterste Einheit im Betrieb zur politischen Kontrolle, zur Steigerung der Produktion und zur gemeinsamen kulturvollen Freizeitgestaltung gegründet wurden, primär dazu genutzt, mit Arbeitskolleginnen und -kollegen private Zeit zu verbringen.¹³ Auch bei der Wohnungssuche verließen viele Menschen in der DDR den offiziellen Weg der Wohnungsvergabe, um über persönliche Beziehungen, selbst beschafftes Baumaterial und eigene Handwerksarbeit schneller zum eigenen Heim zu kommen.¹⁴ Durch solche Handlungen konnte die Normierung des alltäglichen Lebens ein Stück weit umgangen und ausgehebelt werden.¹⁵

Dennoch entwickelten viele Menschen in Osteuropa, Südosteuropa und der DDR ein Gefühl der Ohnmacht. Das kommunistische System gab ihnen nicht die Möglichkeit zu lernen, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen und sie aus eigenem Antrieb, mit eigenen Ideen zu gestalten und zu verändern.

Reaktionen der Herrschenden

Die Herrschenden waren grundsätzlich darum bemüht, die Kluft zwischen ideologischem Anspruch und Alltagswirklichkeit zu überwinden und beides deckungsgleich werden zu lassen. Denn je weiter Anspruch und Realität auseinanderlagen, desto stärker wurde die Glaubwürdigkeit der herrschenden Partei und ihrer Ideologie infrage gestellt. Da Ideologie

⁹ Fulbrook, S. 7–9.

¹⁰ Havel, S. 9.

¹¹ Lindenberger (2014), S. 13–14.

¹² Thießen, S. 21–22.

¹³ Lindenberger (2000).

¹⁴ Meggle, S. 185–192.

¹⁵ Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR, S. 8.

und Partei als alles bestimmende Kraft propagiert wurden, konnten sie für alle Misstände und Fehlentwicklungen verantwortlich gemacht werden. Die Herrschenden versuchten deshalb, das eigensinnige Handeln der Beherrschten zu überwinden und zu bekämpfen. Aus Sorge um die eigene Führungsrolle waren sie jedoch oft flexibler, als es die „reine Lehre“ offiziell zuließ.¹⁶ Häufig wurden beispielsweise privatwirtschaftliche Initiativen und Tauschhandel auch während der Arbeitszeit stillschweigend geduldet. Es gab Deals und Arrangements auf verschiedenen Ebenen. Damit verbanden die Herrschenden den Wunsch, das Gesamtsystem am Leben zu halten. Dadurch entstanden Verhandlungs- und Handlungsspielräume, die von den Menschen auf unterschiedliche Weise genutzt und ausgefüllt wurden. Schwierig war, dass sich diese von oben vorgegebenen Spielräume und Spielregeln immer wieder änderten. Ein Verhalten, das gestern noch geduldet worden war, konnte heute schon als unsozialistische Missetat gebrandmarkt und geahndet werden. Wie weit konnte man gehen? Wann schritt die Obrigkeit ein? Wann änderte sie ihre Haltung und welche Maßnahmen würde sie ergreifen? Diese Fragen konnten nie mit Gewissheit beantwortet werden. Eine allgemeine Verunsicherung und ein tiefes Misstrauen allen staatlichen Stellen gegenüber war die Folge.¹⁷ Der offensichtlich nur formale Charakter der Ideologie untergrub die Glaubwürdigkeit der Partei und des Staates nachhaltig und war einer der Gründe für den Zusammenbruch der sozialistischen Systeme in Europa Ende der 1980er-Jahre. So wirkten die staatlichen Versuche, den „Beherrschten“ entgegenzukommen und Freiräume zu ermöglichen, auf der einen Seite lange Zeit systemerhaltend. Am Kulminationspunkt 1989 aber wurde deutlich, dass das Gesellschaftssystem in den sozialistischen Staaten durch Verunsicherung, Vertrauensverlust und Verlogenheit – bedingt durch die Erfahrung der doppelten Realität auf verschiedenen Ebenen – erodiert war, bis es schließlich zerbrach.

Literatur:

Sabine Arnold: *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat*, Bochum 1998, S. 398–399.

Bericht der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ gemäß Beschluss des Deutschen Bundestages vom 12. März 1992 und 20. Mai 1992, Drucksache 12/7820, 31.05.1994, online unter: <http://dipbt.bundestag.de/djp21/btd/12/078/1207820.pdf> [Stand: 04.08.2017].

¹⁶ Brunnbauer, S. 9.

¹⁷ Arnold, S. 399.

Ulf Brunnbauer: *Alltag und Ideologie im Sozialismus – eine dialektische Beziehung*, in: *Berliner Osteuropa-Info*, Heft 23 (2005): *Alltag und Ideologie im Realsozialismus*, S. 4–16.

Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR (Hg.): *Fortschritt, Norm und Eigensinn. Erkundungen im Alltag der DDR*, Darmstadt 2008.

Mary Fulbrook: *Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft der DDR*, Berlin 1999.

Václav Havel: *Neujahrsansprache 1989/90*, in: *Václav Havel: Angst vor der Freiheit. Reden des Staatspräsidenten*, Hamburg 1991, S. 7–17.

Thomas Lindenberger: *Eigen-Sinn, Herrschaft und kein Widerstand, Version 1.0*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*, 02.09.2014, online unter: <https://www.docupedia.de/lzg/Eigensinn> [Stand: 07.06.2017].

Thomas Lindenberger: *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Das Alltagsleben der DDR und sein Platz in der Erinnerungskultur des vereinten Deutschlands*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 40 (2000). *Deutsche Einheit*, online unter: <http://www.bpb.de/apuz/25409/herrschaft-und-eigen-sinn-in-der-diktatur?p=0> [Stand: 07.06.2017].

Margarete Meggle: *Zwischen Altbau und Platte: Erfahrungsgeschichte(n) vom Wohnen. Alltagskonstruktion in der Spätzeit der DDR*, Jena 2004, online unter: https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00004131/diss-meggle.pdf [Stand: 28.11.2016].

Simo Mikkonen: *Stealing the Monopoly of Knowledge? Soviet Reactions to U.S. Cold War Broadcasting*, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 11, Nr. 4 (2010), S. 771–805.

Elena Müller: *Tragische Anti-Helden, würdige Gegner und unwiderstehliche Verführer. Die Feindbilder in den sowjetischen visuellen Medien nach Stalin*, in: *Silke Satjukow/ Rainer Gries (Hg.): Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus*, Leipzig 2004, S. 437–451.

Friedrich Thießen (Hg.): *Zwischen Plan und Pleite. Erlebnisberichte aus der Arbeitswelt der DDR*, Köln und Weimar 2001.

Francesca Weil: *Herrschaftsanspruch und soziale Wirklichkeit. Zwei sächsische Betriebe in der DDR während der Honecker-Ära*, Köln 2000.

II.2. Feindbilder in kommunistischen Diktaturgesellschaften

Warum Feindbilder?

Die Welt in Gut und Böse zu unterteilen und sich dabei selbst zu den Guten zu zählen, ist ein sozialpsychologisches Phänomen, das nicht nur in kommunistischen Gesellschaften anzutreffen ist. Feindbilder wurden und werden zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft auf die eine oder andere Weise konstruiert; sie erleichtern Menschen die Strukturierung ihrer Umwelt mithilfe einfacher Erklärungsmuster.¹

Im Laufe des 20. Jahrhunderts bedienten sich sowohl das rechte als auch das linke Lager des politischen Spektrums einer Vielzahl von Feindbildern. Diese wurden als Waffen in einem Kampf um die politische Vorherrschaft verstanden. Dabei funktionieren Feindbilder von oben und von unten.

Von oben, also vonseiten der Herrschenden, werden Feindbilder zum Machterhalt genutzt. Die Bevölkerung soll davon überzeugt werden, dass das eigene Lager und damit die Machthaber die richtige Seite vertreten. Feindbilder erfüllen also eine Integrations- und Kontrollfunktion. Besonders diktatorische Regime setzen auf Feindbilder, um ihren Herrschaftsanspruch zu sichern und die Bevölkerung hinter sich zu sammeln; alles Negative wird auf „die anderen“ projiziert. So wird ein positives Selbstbild gefördert. Je gefährlicher die „anderen“, desto notwendiger die Ruhe im eigenen Lager. Mit Verweis auf einen möglichst gefährlichen äußeren Feind können Regierungen unerwünschte Reformbestrebungen verhindern und die Opposition im Inland ruhigstellen. Diese Selbstlegitimation durch Feindbilder fand sich während des Kalten Krieges auch in demokratischen Gesellschaften. Unter dem Slogan „Keine Experimente“ gelang es beispielsweise Konrad Adenauer und der CDU, die Westbindung als alternativlos angesichts der Bedrohung durch die Sowjetunion darzustellen und so auch die Oppositionspartei SPD zu diskreditieren.

Doch Feindbilder funktionieren auch von unten. Sie binden Menschen ein und machen sie ihrerseits zum Teil des Systems. Selbstwertprobleme und eigene Schwächen können mithilfe von Feindbildern nach außen gekehrt werden. Wo es Feinde gibt, kann außerdem denunziert und der staatliche Machtapparat für eigene Zwecke genutzt werden. Mithilfe der Denunziation konnte man sich im Sozialismus persönlicher Feinde erwehren und selbst Parteifunktionäre das Fürchten lehren. Die Gefahr, selbst Ziel von Denunziation und damit zum Feind zu werden, schwebte immer wie das Damoklesschwert über den Menschen im Ostblock und sorgte so für die Stabilisierung der herrschenden Ordnung.

Für uns bleibt heute zu hinterfragen, inwieweit Feindbilder uns auch aktuell helfen, die oftmals verwirrende Welt zu klären und zu charakterisieren.

Die kommunistische Ideologie als Grundlage der Feindbildpropaganda

Die Ideologie des Kommunismus vertrat und vertritt ein polares Welt- und Geschichtsbild. Die Weltgeschichte wurde als der Kampf der Unterdrückten (des Volkes) gegen eine herr-

¹ Im Folgenden Satjukow/Gries, S. 29 ff.

schende Klasse (das Monopolkapital) gesehen. Die Ursache für jeden Fortschritt in der Geschichte ist demnach der Kampf zwischen Gut und Böse. Aus diesem Kampf wurde nach der Errichtung der Sowjetunion 1917 und dann besonders während des Kalten Krieges die Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus, zwischen dem „Friedenslager“ des Ostblocks (dem Guten) auf der einen Seite und dem Imperialismus und Militarismus des Westens (dem Bösen) auf der anderen Seite. Dabei war der Ausgang dieses Kampfes vorbestimmt, da im marxistischen Weltbild die Geschichte mit dem Überwinden des Kapitalismus und der Errichtung einer klassenlosen, kommunistischen Gesellschaft endet, in der alles im Überfluss vorhanden ist und soziale Konflikte daher der Vergangenheit angehören. Dieses Weltbild war die Grundlage für die Etablierung klarer Feindbilder und nicht verhandelbar.²

Die Feinde – wer waren sie?

Der Gegner war immer der Aggressor, dem grundsätzlich böse Absichten zugeschrieben wurden. Das Volk des anderen wurde angeblich von dessen jeweiliger Regierung getäuscht und unterdrückt. Darin unterschieden sich die Feindbildkonstruktionen in Ost und West nicht sonderlich.

Das Grundmuster der Feindbildpropaganda im Kalten Krieg war während der 1950er- und 1960er-Jahre in West und Ost besonders ausgeprägt. Generell kann besonders für diese Zeit eine Unterteilung in äußere und innere Feinde in der Propaganda vorgenommen werden. Äußere Feinde waren die Gegner des Kommunismus außerhalb des sozialistischen Staatenblocks, innere Feinde kamen aus der eigenen Gesellschaft oder unterwanderten sie. Zum Teil waren innere und äußere Feinde die Gleichen. Den Rahmen bildete dabei stets die große Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Die Feindbilder traten oft in immer wieder neuen Verbindungen auf.

Die Feindbildpropaganda arbeitete bevorzugt mit Karikaturen und visuellen Darstellungen. Feinde wurden als Monster oder entstellte Menschen mit verzerrten Gesichtern oder Krallen dargestellt. Sie sahen roh, kulturlos und fanatisch aus. Solche Darstellungen wirken auf der emotionalen Ebene und werden deshalb schneller wahrgenommen und verarbeitet. Durch die Verwendung visueller Medien konnte zudem die gewünschte Vereinfachung in Gut und Böse leichter betrieben werden, denn solche Bilder bieten vielfältige Möglichkeiten der Aneignung und können schwerer überprüft werden als sprachliche Argumente.³

Die äußeren Feinde:

Die Kapitalisten

Die Propaganda schrieb ihnen die Rolle der Urheber allen Übels zu. Oft als übergewichtige Männer mit Frack, Bowler-Hut und Dollarzeichen dargestellt, standen sie für den Klassenfeind par excellence. Der Propaganda zufolge war das Ziel der Kapitalisten die Profitma-

² Satjukow/Gries, S. 44.

³ Ebd., S. 42, S. 55.

ximierung durch Kriege und den Verkauf von Rüstungsgütern. Besonders in den 1950er- und 1960er-Jahren bedienten sich die Kommunisten zudem antisemitischer Feindbilder: So hatte der dicke Dollar-Imperialist oft eine Hakennase und war in der Darstellung kaum von den Hetzbildern vom „jüdischen Finanzkapital“ entfernt, die die Nazis in ihrer Propaganda verwendet hatten. Ähnlich den Juden in der Nazi-propaganda standen die Kapitalisten jetzt für eine weltweite Verschwörung, für Geiz, Habgier und die Unterdrückung der Menschheit. Nicht nur in der Darstellung sind die Parallelen zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus in diesem Feindbild frappierend. Es geht bereits in das 19. Jahrhundert zurück, dass die Attribute „kapitalistisch“ und „jüdisch“ als gleichbedeutend verwendet wurden.⁴

Die Imperialisten und die Faschisten

Eng verknüpft mit der angeblichen Verschwörung des globalen Finanzkapitals waren die sogenannten Imperialisten der westlichen Länder. Sie galten als Handlanger des Großkapitals, das im Hintergrund die Fäden zog. Die „Imperialisten“ traten oft in Gestalt westlicher Politiker und Militärs auf oder waren in Darstellungen zu Monstern verzerrt, mit Krallenhänden und gefletschten Zähnen. Auf Darstellungen waren amerikanische und westdeutsche Feindfiguren häufig mit Nazisymbolen ausgestattet. So wurde eine Kontinuität von den Nationalsozialisten zu den Amerikanern/der NATO unterstellt. Im Bild der Propaganda handelte es sich um das gleiche Übel in unterschiedlicher Gestalt: Gelenkt von den Kapitalisten und Wirtschaftsbossen waren ihre Ziele immer der Krieg und die Vernichtung des Kommunismus. Besonders der Bundesrepublik wurde eine Kontinuität unterstellt, wo angeblich dieselben Nazis/Faschisten und Wirtschafts-bosse, die schon unter Hitler in hohen Positionen gewesen waren, nun als demokratische Politiker getarnt die gleichen verbrecherischen Ziele verfolgten. Dabei lag die Propaganda manchmal gar nicht so falsch, übertrieb die Kontinuitäten jedoch maßlos.⁵

Die Kombination des Feindbilds des Faschisten mit antisemitischen Feindbildern ist zwar sachlich unlogisch, ergab jedoch auf der emotionalen Ebene Sinn. Die Kommunisten bauten damit auf bereits bekannte Feindbilder in der Bevölkerung auf, denn nicht nur im nationalsozialistischen Deutschland, sondern in ganz Osteuropa war der Antisemitismus vor und während des Zweiten Weltkriegs stark verbreitet. Alte Feindbilder wiederzuerwenden und aus dem „Geldjuden“ der Nationalsozialisten den „Dollar-Imperialisten“ zu machen, war aus propagandistischer Sicht logisch.⁶

Die inneren Feinde:

Agenten und Spione des Westens

Zu den äußeren gesellten sich in der Propaganda die inneren Feinde. Diese waren vor allem „Agenten und Spione des Westens“, die das Volk aufstacheln und angeblich von innen zersetzen würden. Dieses Feindbild wurde dafür benutzt, die Ursachen für Aufstände und

⁴ Satjukow/Gries, S. 34.

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., S. 40.



Die DDR-Führung war nicht in der Lage, der Kartoffelkäferplage Herr zu werden und nutzte sie zu propagandistischen Zwecken. Titelseite der Broschüre: Halt, Amikäfer. Dokumente zum Kartoffelkäferabwurf, hrsg. vom Amt für Information der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1950.

Probleme des Systems im Ausland zu suchen und die Verantwortung von den Staatsparteien zu nehmen. Der Volksaufstand am 17. Juni 1953 in der DDR wurde gemäß dieser Strategie nicht als Unmutsäußerung der Bevölkerung dargestellt, sondern als Werk von Agenten und Spionen des Westens. Die Machthaber glaubten aber oftmals auch selbst an diese Geschichte. Ebenso ließen sich Probleme in der Planwirtschaft oder Missernten mit diesem Feindbild erklären. Ein Beispiel dafür ist der Kartoffelkäfer: Während der 1950er-Jahre war die Staatsführung der DDR nicht in der Lage, die Landwirtschaft so zu unterstützen, dass sie dem Befall von Anbauflächen mit Kartoffelkäfern Herr wurde. Kurzerhand wurde in der Propaganda verbreitet, die Amerikaner hätten die Käfer per Flugzeug über der DDR abgeworfen. So konnte sogar ein Insekt zum Agenten des imperialistischen Westens werden.⁷

Saboteure, Diebe und Republikflüchtlinge

Hinzu kamen „Saboteure“, „Diebe“ und „Republikflüchtlinge“, die der DDR den Rücken kehrten. Sie wurden als Verbrecher dargestellt, die der sozialistischen Volkswirtschaft durch Eigennutz und Faulheit schaden würden. Besonders Republikflüchtlingen versuchte die Propaganda zu unterstellen, dass sie nach einer guten Ausbildung in der DDR das Volk und die Gesellschaft im Stich lassen würden, um im Westen persönlichen Reichtum anzuhäufen. Die propagandistische Verwendung der „inneren Feindbilder“ war für die Menschen brisant, da durch gegenseitige Denunziationen jeder zum Feind erklärt werden konnte. Somit dienten diese Feindbilder auch der gegenseitigen sozialen Kontrolle. Wer sich nicht anpasste oder gegen die bestehende Ordnung war, wurde zum Feind. Dies entsprach dem diktatorischen System der Belohnung und Bestrafung: Denunziation wurde belohnt, Fehlverhalten bestraft.⁸

Innere Feindbilder bargen für den Staat aber auch Gefahren, denn die Arbeiter in den Betrieben und in der Landwirtschaft wussten oft genau, woran es im Betrieb wirklich mangelte. Mit propagandistischen Geschichten von Saboteuren oder Faulpelzen, die angeblich verantwortlich waren, machte sich der Staat in ihren Ohren oftmals eher unglauwbüdig.⁹

Geschichte der Feindbilder in der Sowjetunion

Im Zuge der Oktoberrevolution 1917 und des russischen Bürgerkrieges griffen die Bolschewisten (aber auch ihre Gegner) zu Terrormaßnahmen gegen ihre Gegner und die Bevölkerung, um ihre Herrschaft zu sichern. Im ganzen Land wurden Oppositionelle und andere angebliche Feinde hingerichtet oder nach Sibirien deportiert. 1921/22 führten Zwangsabgaben und Kollektivierung zum Einbruch der landwirtschaftlichen Produktion und zu einer gewaltigen Hungersnot, an der Millionen Menschen starben.¹⁰ In den frühen 1930er-Jahren, unter der Herrschaft Josef Stalins, rückten mit den Zwangskollektivierungen in der Ukraine und den zentralasiatischen Gebieten der Sowjetunion besonders die Kulaken (Großbauern) ins Visier der Propaganda. Sie galten als Verteidiger der alten zaristischen Ordnung und besaßen angeblich mehr als die einfachen Bauern. Privatbesitz konnte

⁷ Ebd., S. 35 f.

⁸ Maaß, S. 13 ff.

⁹ Satjukow/Gries, S. 35 f.

¹⁰ Baberowski, S. 39 f.

als staatsfeindlich gelten.¹¹ So konnte jeder zum Feind und von missgünstigen Nachbarn denunziert werden. Entsetzliche Ausmaße nahm die Jagd nach Feinden im „Großen Terror“ 1937/38 an. Nicht nur der gesamte Staats- und Parteiapparat wurde zum Ziel der „Säuberungen“, sondern auch die gesamte Bevölkerung. Stalin wollte mögliche Gegner vor allem aus der Roten Armee und der Kommunistischen Partei (KPdSU) entfernen. Besonders Stalins Widersacher und Kritiker Leo Trotzki sowie dessen Mitstreiter standen im Zentrum der Verschwörungstheorien der sowjetischen Propaganda. Selbst nachdem 1927 die linke Opposition durch Deportationen nach Sibirien und ab 1937 durch Schauprozesse und Hinrichtungen ausgeschaltet worden war, witterte die Propaganda in der Sowjetunion überall „Trotzkisten“, die angeblich im Bunde mit ausländischen Agenten und Nazis die Sowjetunion unterwanderten. Selbst in den kommunistischen Parteien in Westeuropa kam es auf Druck von Moskau zur Verfolgung angeblicher Trotzkisten.¹² Um den Terror zu rechtfertigen, wurden immer neue Volksfeinde und Verschwörungen erfunden, um bestimmte Personen, Bevölkerungsgruppen und Ethnien (Wolgadeutsche, Polen, Ukrainer) zum Ziel von Verfolgung zu machen. Millionen Menschen fielen den willkürlichen Deportationen und Hinrichtungen zum Opfer. Verschwörungstheorien von angeblichen Agenten und Verrätern gegen die Sowjetunion blieben auch später fester Bestandteil der Propaganda. Niemand konnte sicher sein, nicht doch ins Visier des gefürchteten Geheimdienstes NKWD und später des KGB zu geraten. Nach dem Zweiten Weltkrieg standen dann alle Menschen unter Generalverdacht, die bis 1945 in Gebieten gelebt hatten, die von den Deutschen besetzt gewesen waren. Ihnen wurde Kollaboration mit dem Feind unterstellt.¹³

Übernahme kommunistischer Feindbilder im Ostblock nach 1945

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Sieg über das nationalsozialistische Deutschland übernahmen kommunistische Regime, die von Moskaus Schutz abhängig waren, in Osteuropa die Macht. Viele Führer der kommunistischen Parteien dieser Länder hatten im Exil in der Sowjetunion sowohl den „Großen Terror“ als auch die sowjetische Feindbildpropaganda erlebt. Diese setzten sie nun in ihren eigenen Ländern und unter den neuen weltpolitischen Umständen des Kalten Krieges fort.

Die Machthaber im Ostblock setzten auf eine klare Feindbilderziehung, um das Volk auf ihre Linie zu bringen. Die Volksaufstände in der DDR (1953), Ungarn und Polen (1956) sowie der Prager Frühling (1968) hatten den herrschenden Kommunisten gezeigt, dass sie sich ihrer Macht nicht sicher sein konnten. Besonders in den 1950er- und 1960er-Jahren wurde eine starke Feindbildvermittlung betrieben.¹⁴

Es war jedoch nicht so einfach, etablierte Feindbilder in der Bevölkerung umzukehren. In der DDR war aufgrund der nationalsozialistischen Propaganda und der Kriegserfahrung bei der Besetzung Ostdeutschlands durch die Rote Armee im Frühjahr 1945 das Feindbild des „Russen“ tief verwurzelt. Die Propaganda in der DDR stand also vor dem Problem, die „Völkerfreundschaft“ mit der Sowjetunion gegen diese Vorbehalte vermitteln zu müssen.

¹¹ Hildermeier (2000), S. 595.

¹² Ebd., S. 35, S. 39 f.

¹³ Alexijewitsch, S. 100.

¹⁴ Satjukow/Gries, S. 49.

In Polen hatten die Menschen den Hitler-Stalin-Pakt von 1939 nicht vergessen. Die kommunistischen Machthaber dort sahen sich großem Russenhass gegenüber. Den Menschen in der Sowjetunion wiederum musste der Wandel des Feindbildes der „Deutschen“ beigebracht werden. Waren diese gestern noch die faschistischen Handlanger des Kapitalismus gewesen, die großes Leid über die Sowjetunion brachten, mussten nun die DDR als das „gute“ und die Bundesrepublik als das „böse“ Deutschland präsentiert werden. Dieses komplexe Bild konnte in der Sowjetunion nie ganz vermittelt werden. So verstanden sich viele sowjetische Wehrdienstleistende in der DDR dezidiert als Besatzer eines Landes, das ihre Väter heldenhaft besiegt hatten.¹⁵

Das propagandistische Bild vom Feind veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte. Noch bis in die 1960er-Jahre hinein war eine unversöhnliche Feindbildkommunikation vorherrschend. Der Stalinismus (1927–53) und das folgende Jahrzehnt waren die Hochzeit der Feindbildpropaganda. Im Zuge der Tauwetterperiode zwischen Ost und West kam es in der SU und den anderen Ländern Ost- und Südosteuropas im Laufe der 1970er- und 1980er-Jahre zu einer Abschwächung und einem Wandel. Die Darstellung des Feindes wurde differenzierter. Man ging nicht mehr von einer jederzeit möglichen kriegerischen Auseinandersetzung aus, sondern eher von einer friedlich ausgetragenen Konkurrenz der beiden Systeme.¹⁶ Vor allem in der DDR wurde durch den KSZE-Prozess und die Entspannungspolitik zwischen der BRD und der DDR die Aufrechterhaltung von Feindbildern schwieriger. Der zunehmende Verlust des klaren Feindbildbezuges führte in der DDR zum Verlust der staatlichen Autorität. In der Folge entfernten sich immer mehr Menschen vom Staat.

Dies führte dazu, dass die „Feinde“ in der Tagespresse und im Fernsehen nicht mehr als aggressive Monster dargestellt wurden, die nur auf den Krieg und die Vernichtung des Kommunismus hinarbeiteten. Der Gegensatz der beiden Systeme wurde jedoch weiter betont. Nun waren es kaum noch einzelne Personen, die als Feinde dargestellt wurden, sondern das jeweilige System, das die Akteure der Gegenseite angeblich dazu trieb, gegen den friedlichen Kommunismus, aber auch die eigene Bevölkerung zu handeln.¹⁷

Allerdings blieb die Feindbildpropaganda bei bestimmten Gruppen unvermindert bestehen. Soldaten, Lehrer, Schüler und andere „Säulen“ des Systems sollten weiterhin zu einem klaren „Klassenstandpunkt“ mithilfe eindeutiger Feindbilder erzogen werden.

In den 1980er-Jahren verkehrte sich das Bild des Feindes oft in sein Gegenteil. Durch Michail Gorbatschows Glasnost-Politik der Abrüstung und gegenseitigen Anerkennung von West und Ost verblassten die propagierten Feindbilder zusehends.¹⁸ Vor dem Hintergrund zunehmender politischer Unzufriedenheit, wirtschaftlicher Not und Perspektivlosigkeit gewannen die ehemaligen Feindbilder vom dekadenten Westen zudem immer mehr an Anziehungskraft. Die Welt der Feinde erschien erstrebenswert und die Propaganda schlug negativ auf den Staat zurück. Die Lebenswelt der Menschen passte immer weniger zum beschriebenen Bild.¹⁹

¹⁵ Satjukow, S. 242 f.

¹⁶ Satjukow/Gries, S. 47 ff.

¹⁷ Ebd., S. 38 ff.

¹⁸ Ebd., S. 54.

¹⁹ Müller, S. 449; Satjukow/Gries, S. 58.

Adressaten der Feindbilder

In kommunistischen Diktaturen verbreiteten die Staatsparteien mithilfe der gleichgeschalteten Medien und durch die Unterdrückung oppositioneller Meinungen Feindbilder in allen Lebensbereichen des Alltags, etwa in Medien und auf Plakaten im Straßenbild. Die Feindbilderziehung gehörte zum festen Bestandteil des Alltags der Menschen und hatte ebenso in Schulen und anderweitigen Bildungseinrichtungen ihren Platz. In Radio und Fernsehen, den Zeitungen und anderen Medien wurde konsequent, besonders in den 1950er- und 1960er-Jahren, ein polares Freund-Feind-Denken vermittelt.²⁰

Das Propagieren von Feindbildern ist jedoch kein Alleinstellungsmerkmal von Diktaturen. Die Angst vor „den Kommunisten“ oder „dem Russen“ wurde im Westen, besonders im Westdeutschland der 1950er- und 1960er-Jahre geschürt. Doch im Gegensatz zu kommunistischen Staaten konnten dort die politischen und kulturellen Eliten zwar klare Feindbilder vertreten, diese aber aufgrund einer pluralen Öffentlichkeit (unabhängige Presse und die Möglichkeit zur Äußerung gegenteiliger Meinungen) nicht so leicht auf allen gesellschaftlichen Ebenen (Schule, Medien usw.) verbreiten.

Es ist schwierig, Aussagen darüber zu treffen, wie die Feindbildpropaganda in kommunistischen Diktaturen die Menschen beeinflusst hat. Selten wurde der Feind hinter dem Bild konkret von der Propaganda benannt. Oft wurde mittels visueller Darstellungen versucht, die Feindbilder in den Köpfen der Menschen zu verankern. Zu plumpe Bilder und Propaganda konnten jedoch auch das Gegenteil bewirken.

Es gab unterschiedliche Adressaten in der Feindbildvermittlung. Bestimmte Gruppen wurden besonders energisch zu einem klaren Freund-Feind-Denken erzogen. Neben Lehrern, Parteifunktionären und Soldaten waren vor allem Kinder und Jugendliche eine wichtige Gruppe. So gab es im Fach Staatsbürgerkunde – wie auch in allen anderen Schulfächern – klar umrissene didaktische Leitfäden für Lehrer. Darin wurde beschrieben, wie Schüler ein klares Freund-Feind-Denken entwickeln sollten. In einer 1974 im Auftrag des Ministeriums für Volksbildung der DDR veröffentlichten „Handreichung zur sozialistischen Wehrerziehung“ heißt es: „In der sozialistischen Wehrerziehung ist es das wichtigste Anliegen, ideologisch gefestigte Schüler zu erziehen, die den Klassenfeind durchschauen lernen und richtige parteiliche Positionen einnehmen.“²¹ Ab dem Schuljahr 1978/79 führte die DDR zudem den Wehrkundeunterricht für die Klassenstufen neun und zehn ein, den es in den anderen Staaten des Warschauer Pakts bereits gab. Auch hier stand neben der vormilitärischen Ausbildung der Jugendlichen eine klare Feindbilderziehung im Vordergrund. In einer Sitzung des Zentralkomitees der SED begründete Erich Honecker 1978 die Einführung des Schulfaches damit, dass die Erziehung „den Jugendlichen helfen [solle], sich in den komplizierten Situationen des internationalen Klassenkampfes zurechtzufinden, ein klares Feindbild zu besitzen und jederzeit bereit zu sein, für den Sozialismus zu handeln und ihn zu verteidigen.“²²

²⁰ Satjukow/Gries, S. 24.

²¹ Iller/Herrmann/Stolz, S. 19.

²² Koch, S. 3.

In den Schullesebüchern der DDR wurde in allen Altersgruppen die Erziehung zum sozialistischen Freund-Feind-Bewusstsein betrieben. Auch wenn den unteren Klassenstufen der Feind noch nicht immer als eindeutige Person benannt wurde, so war die Gruppe der Freunde – zumeist im sozialistischen Ausland – klar festgelegt. Vor dem imaginären Feind war das Land zu schützen. Diesen Schutz übernahm die Volksarmee, die in unzähligen Kinderliedern besungen wurde. In einem Kinderlied hieß es: „Gute Freunde in der Volksarmee. / Sie schützen unsre Heimat / Zu Land, zur Luft und auf der See.“ (Text: Hans Georg Beyer, Musik: Hans Naumilkat)



„Gemeinsam stehen sie auf Friedenswacht“. Auszug aus dem Lesebuch für die erste Klasse in der DDR. Quelle: *Unsere Fibel*, Berlin 1974.

Auch Soldaten in der DDR und in allen anderen Ländern des Ostblocks sollten eine klare Vorstellung ihrer Feinde haben. Diese wurde ihnen in der vormilitärischen Ausbildung während der Schulzeit bereits vermittelt und während der Armeezeit vertieft. In Soldatenliedern spielte der imaginäre Feind, gegen den das Land zu schützen war, immer wieder eine Rolle. Eine Schallplatte des Soldatenchores und Musikkorps des Wachregiments Berlin Feliks Dzierzynski des Ministeriums für Staatssicherheit von 1973 trug den Titel „Waffenfarbe Rot. Dem Feind keine Chance.“

Literatur:

Swetlana Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus*, München 2013.

Jörg Baberowski: *Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus*, Lizenzausgabe der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn 2007.

Manfred Hildermeier: *Die Sowjetunion 1917–1991* (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte, Bd. 31), 2. Aufl., München 2007.

Manfred Hildermeier: *Stalinismus und Terror*, in: *Osteuropa* 50 (2000), Nr. 6, S. 593–605.
Karl Ilter/Albrecht Herrmann/Helmut Stolz: *Handreichung zur sozialistischen Wehrerziehung*, Berlin 1974.

Michael Koch: *Die Einführung des Wehrunterrichts in der DDR*, in: *Factum* 7 (2000).

Hans-Joachim Maaz: *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR*, Berlin 1990.

Elena Müller: *Tragische Anti-Helden, würdige Gegner und unwiderstehliche Verführer. Die Feindbilder in den sowjetischen visuellen Medien nach Stalin*, in: Silke Satjukow/Rainer Gries (Hg.): *Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus*, Leipzig 2004, S. 437–454.

Silke Satjukow/Rainer Gries: *Feindbilder im Sozialismus. Eine theoretische Einführung*, in: Dies. (Hg.): *Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus*, Leipzig 2004, S. 13–74.

Silke Satjukow: *Obskure „Freunde“*. Sowjetische Besatzer in Deutschland 1945 bis 1994, in: Miriam Rürup (Hg.): *Praktiken der Differenz. Diasporakulturen in der Zeitgeschichte*, Göttingen 2009, S. 236–256.

II.3. Kommunistische Feiertage

Was ist ein Fest?

Feste zu feiern ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis. In jeder Gesellschaft, ob in der Gegenwart oder Vergangenheit, feierten die Menschen Feste. Aber: Welche Unterschiede gibt es bei verschiedenen Arten von feierlichen Anlässen – etwa einem Nationalfeiertag und einem kirchlichen Feiertag oder einfach nur der Party mit Freunden am Wochenende? Was alle Festformen vereint, ist der Ausbruch aus dem Alltag. Dabei kann der Anlass ganz profan sein: Schönes Wetter kann ebenso wie ein Geburtstag oder ein Vereinstreffen Anlass sein, zusammen mit Freunden, Kollegen oder Familie eine angenehme Zeit abseits von Schule, Arbeit und anderen Verpflichtungen zu verbringen. Die Stärkung von Gemeinschaftsgefühl ist also ganz zentral. Während eines Festes ist emotionales und spontanes Verhalten geradezu erwünscht.

Ein weiterer wichtiger Aspekt sind die Mittel und Wege, wie eine Feier vom Alltag abgegrenzt wird und das Erlebnis verstärkt. An Geburtstagen oder auch an Weihnachten ist es beispielsweise in vielen Familien üblich, ein gemeinsames Festmahl zuzubereiten und einander Geschenke zu machen. Mit dem Feiern geht meistens ein Wandel im Umgang miteinander einher: Man ist gelöster und verhält sich gerade nicht so wie an normalen Tagen. Durch ihren außeralltäglichen Charakter strukturieren Feiern und Feiertage unser Leben, indem wir uns auf sie freuen und für sie planen.¹

Staatliche Feiertage

Neben privaten Festen, bei denen das Zusammensein mit Freunden, Kollegen und der Familie im Vordergrund steht, gibt es kirchliche und staatliche Feiertage; auch sie werden dem Begriff „Fest“ zugeordnet. Ihnen liegt jedoch ein sinnstiftendes Feiern zugrunde, bei dem die Werte und Normen der jeweiligen Gesellschaft vermittelt werden sollen.²

Wie bei privaten Feiern braucht es einen Anlass – doch der ist nicht profan, sondern wird von Staat oder Region festgelegt. Anders als das schöne Wetter, das Anlass zum gemeinsamen Grillen bieten kann, sind solche Feier- und Gedenktage an ein bestimmtes Datum und meistens auch einen bestimmten Ort gebunden, wie zum Beispiel die Ersterwähnung einer Stadt, deren Jubiläum gefeiert wird.

Auch an Gedenk- und Feiertagen werden gezielt Mittel eingesetzt, um den Tag und den Anlass vom Alltag abzugrenzen. Es gibt einen durchorganisierten, ritualisierten Ablauf. Dazu zählen zum Beispiel Paraden, Kranzniederlegungen an Denkmälern und Gräbern oder auch Reden wichtiger Politiker und anderer Würdenträger. Anders als beim privaten Fest ist der Ablauf daher ernster – eben: feierlich.³

¹ Leimgruber, S. 6 ff.; Deile, S. 3 f. und S. 7 ff.

² Ebd., S. 6.

³ Deile, S. 9.

Zentral an staatlichen Feiertagen ist die gemeinschaftsstiftende Funktion. Es steht die Bewusstmachung und Sinngebung der Gegenwart im Vordergrund. An Nationalfeiertagen wird an die Gründung oder ein wichtiges Ereignis in der Geschichte eines Staates erinnert, zum Beispiel die Unabhängigkeitserklärung (USA, 4. Juli) oder eine Revolution (Frankreich, 14. Juli). Immer steht dabei die Identifikation mit dem Staat und seiner Gesellschaftsform im Vordergrund. Staatliche Feier- und Gedenktage werden also bewusst zur Vermittlung von Werten und historischer Kontinuität benutzt. „Das sind wir, da kommen wir her und das verpflichtet uns, das Erbe unseres Staates zu bewahren und weiterzugeben“, kann dabei als Leitsatz der meisten staatlichen Feiertage angesehen werden – auch bei den Feiertagen in kommunistischen Ländern. Dabei sind sie zugleich immer ein Projekt der politischen Eliten eines Landes, die ihr Geschichtsbild verankern wollen. Ein besonderer Anlass, die Stärkung der Gemeinschaft und die außeralltägliche Atmosphäre sind also wie bei privaten Feiern, nur auf einer anderen Ebene das zentrale Element staatlicher Feier- und Gedenktage.⁴

Doch neben diesem feierlichen Zeremoniell nutzen viele Menschen die Feiertage in ihren Ländern für private Feiern, denn meistens haben sie frei und Zeit, sich mit Freunden zu treffen oder etwas mit der Familie zu unternehmen. Für viele spielt der Anlass, zum Beispiel der arbeitsfreie Tag der Einheit am 3. Oktober in Deutschland, kaum oder gar keine Rolle. Ebenso gibt es nichtstaatliche Feiern, die Züge von Ritualen besitzen (z. B. Schützenfeste, besondere Fußballspiele). Eine klare Abgrenzung gibt es nicht. Allen gemeinsam ist die Abgrenzung vom Alltag – es ist eine besondere Zeit.⁵

Kommunistische Feiertage

Mit dem Sieg der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und der Etablierung kommunistischer Regime in Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei, Bulgarien, Rumänien und der DDR, hielten auch kommunistische staatliche Feiertage Einzug in Osteuropa und Südosteuropa. Dabei erfolgte die Auswahl von Feiertagen ohne großen Einfluss von Moskau. Die einzelnen Ostblockstaaten schufen sich einen eigenständigen Festkalender. Wie schon zuvor in der Sowjetunion in den 1920er- und 1930er-Jahren mussten die kommunistischen Machthaber ihre Herrschaft legitimieren und die harmonische Beziehung zwischen Volk und Staat herausstellen. Dies sollte auch durch die Einführung von Feiertagen geschehen. Für die Kommunisten bedeutete das eine Gratwanderung: Auf der einen Seite konnten sie nicht einfach alle früheren Feiertage abschaffen (wie in der UdSSR geschehen) und nationale Feiertraditionen ignorieren, weil sie die Bevölkerung hinter sich bringen und das kommunistische Regime in den nationalen Kulturen verankern wollten. Auf der anderen Seite mussten sie ihre Macht gegen andere gesellschaftliche Gruppen durchsetzen, allen voran die Kirchen mit ihren traditionellen christlichen Feiertagen. Besonders in Polen und in Ungarn kam es daher in den späten 1940er- und 1950er-Jahren zu Zusammenstößen zwischen kirchlichen Feiern und staatlichen Festumzügen. Zwar wurden die Kirchen in vielen Ländern des Ostblocks an den Rand oder gänzlich aus dem öffentlichen Raum verdrängt, traditionelle religiöse Feste wurden jedoch weiterhin auch privat gefeiert und blieben Bestandteil des Kalenders. Anders als in der Sowjetunion, wo Weihnachten offi-

⁴ Ebd., S. 7; Gibas, S. 313.

⁵ Deile, S. 3 f., 7 ff.

ziell abgeschafft wurde, waren beispielsweise in der DDR auch einige christliche Feiertage wie Karfreitag, Pfingstmontag und Weihnachten bis in die 1980er-Jahre hinein arbeitsfreie Feiertage. Die Kommunisten bemühten sich, ihre Feiertage in der Gesellschaft zu etablieren, ohne dabei zu stark in bestehende Traditionen einzugreifen. Vielmehr wollten sie mit den kommunistischen Festen die alten, größtenteils kirchlichen Feiertage verdrängen. Dies gelang jedoch nirgendwo gänzlich. Die Menschen feierten weiterhin kirchliche Feste – notfalls auch heimlich.⁶

Die Funktion kommunistischer Feiertage

Erziehung zum Klassenstandpunkt und zur Identifikation mit dem Kommunismus:

Neben der gemeinschaftsstiftenden Funktion dienten kommunistische Feiertage auch erzieherischen Zielen. Sie sollten ein Instrument sein, um die Bevölkerung hinter der herrschenden Ordnung zu sammeln. Ziel der Feiertage war es, das Volk zu einem sozialistischen Lebensgefühl, zu einem besseren „Klassenstandpunkt“ zu erziehen. Es sollte sich mit dem kommunistischen Staat identifizieren. Der „Neue Mensch“, zentral in der kommunistischen Ideologie, sollte auch durch die politischen Feier- und Ehrentage geformt werden. Daher spielten politische Feiertage und Rituale eine größere Rolle als im Westen.⁷ Der



Fahneidei. Sowjetische Kinder werden in die Pionierorganisation Wladimir Iljitsch Lenin aufgenommen, Lenin-Museum Moskau, 1. Mai 1981

⁶ Gibas/Gries, S. 13 ff.; Rolf (2006), S. 329–335; Gibas, S. 313.

⁷ Gibas, S. 313 ff.; Gibas/Gries, S. 12; Rolf (2006), S. 12 ff.

Feiertagskanon spiegelte dieses Bestreben wider. Besonders die Jugendlichen sollten schon früh dazu gebracht werden, sich mit dem System zu identifizieren, eine „sozialistische Persönlichkeit“ zu entwickeln und ihre Rolle beim Aufbau der kommunistischen Gesellschaft anzunehmen. In der DDR war die Aufnahme von Kindern in die Pionierorganisation ein feierlicher Anlass. Erstklässler wurden Jungpioniere, Viertklässler Thälmannpioniere. Häufig wurden die Aufnahmen auf den 13. Dezember gelegt, den Gründungstag der Pionierorganisation. Als Konterpart zur protestantischen Konfirmation und zur katholischen Firmung bildete die Jugendweihe den Höhepunkt und Abschluss dieser sozialistischen Erziehung, indem die Jugendlichen mit 14 Jahren offiziell als sozialistische Persönlichkeiten in die Gesellschaft aufgenommen wurden. Die Loslösung aus kirchlichen Zusammenhängen und der Bedeutungsverlust von Religion schritten damit unaufhörlich vorwärts. In der Sowjetunion waren das Pendant dazu zunächst die Aufnahme in die Pionierorganisation Wladimir Iljitsch Lenin und später der Beitritt zur Jugendorganisation der Komsomolzen.⁸

Für Erwachsene kamen im gesamten Ostblock noch Ehrentage für jede Berufsgruppe hinzu, wie zum Beispiel der Tag des Lehrers am 12. Juni in der DDR oder am ersten Oktobersonntag in der Sowjetunion. Jede und jeder sollte sich als Teil der sozialistischen Gesellschaft wertgeschätzt fühlen.⁹ Die Botschaft lautete: „Auch du bist wichtig und verantwortlich für die sozialistische Gesellschaft.“

Historische Bezüge zur Arbeiterklasse des 19. und 20. Jahrhunderts:

Hinzu kamen Feiertage, die historische Bezüge zur Arbeiterbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts herstellten, um so die kommunistische Herrschaft historisch zu legitimieren und sie als natürliche Folge der Emanzipationsbewegung der Arbeiterklasse darzustellen. Außerdem wurden historische Daten aus der Geschichte des jeweiligen Landes in eine kommunistische Befreiungsgeschichte eingeflochten, in Ungarn etwa die Revolution von 1848 oder in Polen die Verfassung von 1791. Der 1. Mai, der traditionelle Feiertag der Arbeiterbewegung, blieb auch in den kommunistischen Ländern einer der wichtigsten Feiertage, an dem die herrschende sozialistische Ordnung in aufwändigen Paraden und Aufzügen legitimiert werden sollte. Ein weiteres Beispiel dafür ist die Einführung des 13. Januar als Gedenktag in der DDR. Das war der Jahrestag der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg im Jahr 1919. An diesem Gedenktag wurde in Reden und Zeitungsartikeln der Kampf der kommunistischen Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg als Grundlage für die Existenz der DDR betont. Für die DDR kam außerdem noch der Legitimations- und Konkurrenzdruck mit der Bundesrepublik hinzu. Die Kommunisten knüpften daher an die Zeit vor 1933 an und stellten sich in eine antifaschistische Tradition. Der kommunistische Staat schuf einen Kanon aus Helden, die diese Tradition unterstreichen sollten. Allen voran stand der ehemalige Vorsitzende der KPD Ernst Thälmann, der 1944 von den Nationalsozialisten ermordet worden war und in der DDR nicht nur der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ seinen Namen gab, sondern auch durch Platz- und Straßenumbenennungen zu einer Art Übervater stilisiert wurde. So führte eine Kontinuitätslinie von der frühen Arbeiterbewegung über die kommunistischen Widerstandskämpfer zur herrschenden kommunistischen Ordnung der Gegenwart.¹⁰

⁸ Schmidt-Wellenburg, S. 349 und S. 359; Rolf (2006), S. 330.

⁹ Rolf (2006), S. 348; Gibas, S. 318.

¹⁰ Ebd., S. 332 ff.; Gibas, S. 322.

Stetiger Fortschritt hin zum Kommunismus:

Ganz im Sinne des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes wurde vor allem an Nationalfeiertagen der stetige, lineare Fortschritt hin zum Kommunismus inszeniert. Im Zentrum dieser Inszenierungen standen dabei die Partei und ihre Führer als die Architekten des Fortschritts auf der einen und das Volk als Träger des Fortschritts auf der anderen Seite. Dies entsprach dem bevormundenden Herrschaftsverständnis der Kommunisten, in deren Vorstellung die Partei dafür sorgen musste, das Volk richtig anzuleiten und auf den Weg in den Kommunismus zu führen. Vor allem Jahrestage wie der 7. Oktober als Tag der DDR-Gründung wurden als Geburtstage inszeniert, an denen eine umfassende Bilanz des bisher Erreichten und ein Vorgeschmack auf die großartige Zukunft gegeben wurden. Der scheinbar stetige und lineare Fortschritt wurde so in überschaubaren Etappen dargestellt. Die „Erfolgsgeschichte“ DDR war demnach ein Werk des Volkes, des „kleinen Mannes“, natürlich angeleitet von einer fürsorgenden, vom Volk getragenen Partei.¹¹

Die Feste im Alltag: Teilnahme und Erinnerung

Dem Herrschaftsverständnis der allein herrschenden kommunistischen Parteien folgend, war bei der Inszenierung der Feiertage keine Eigeninitiative gefordert. Alles war durchstrukturiert und choreografiert. Die Feiertage wurden zentral geplant und lokal durchgeführt. Zu Beginn eines Feiertags fanden in der Regel Paraden, Aufmärsche oder offizielle Festakte mit Reden statt, darauf folgte meist ein Volksfest oder eine Feier, auf der sich die Menschen vergnügen konnten. Egal ob Armee, staatliche Kinder- und Jugendorganisationen oder Delegierte einzelner Betriebe: Zu verschiedenen staatlichen Feiertagen defilierten die Vertreter der „Volksmassen“ an einer Ehrentribüne mit wichtigen Vertretern der Staats- und Parteiführung vorbei. Offiziell hießen diese Vorbeimärsche „Demonstration“, auch wenn es sich dabei um keine spontane Äußerung des Volkswillens, sondern vor allem um eine Selbstlegitimation der Herrschenden handelte.¹²

Obwohl es keine offizielle Teilnahmepflicht gab, wurde Druck ausgeübt, damit möglichst jeder an den Veranstaltungen teilnahm. Wer aus dem Kollektiv ausscherte, hatte in vielen Fällen mit Konsequenzen zu rechnen. Ob Überzeugung, Opportunismus oder auch Angst die größte Rolle bei der Entscheidung zur Teilnahme spielte, dürfte bei jedem Menschen anders gewesen sein und wird bis heute unterschiedlich erinnert. So erinnert sich eine Frau aus der DDR begeistert, wie sie 1973 zu den Weltfestspielen der Jugend nach Berlin reisen durfte und an einem organisierten Vorbeimarsch teilnahm: „Ich kann heute noch fühlen, wie ich damals an der Tribüne vorbeimarschiert bin, auf der unser Politbüro und die ausländischen Gäste standen: Das war so unheimlich erhehend! Das war für mich wirklich eine große Ehre. [...] Diese Erlebnisse würde ich mir nicht kaputtdiskutieren lassen. Von niemandem.“¹³ Die im Laufe der 1970er- und 1980er-Jahre wachsende Kluft zwischen propagiertem Fortschritt und der Alltagswelt der Menschen ließ die Teilnahme an Feiern und Aufmärschen für viele zu lästigen Pflichtveranstaltungen werden. Kritik am Zeremoniell war systembedingt nicht erwünscht.¹⁴

¹¹ Rolf (2006), S. 356; Gibas/Gries, S. 17, S. 33; Gibas, S. 322 ff.; Maaz, S. 16.

¹² Rolf, Sozialismus; Gibas/Gries, S. 27; Schmidt-Wellenburg, S. 358.

¹³ Klein, S. 40 f.

¹⁴ Rolf (2006), S. 342–346; Maaz, S. 17.



Ehrentribüne zur Parade zum 40. Jahrestag der Gründung der DDR, Berlin, Karl-Marx-Allee, 7. Oktober 1989

Feiertage hatten auch eine private Seite. Trotz der Ernüchterung bei vielen Menschen über die Paraden oder die Versammlungen im Betrieb boten Feier- und Ehrentage auch die Chance, dem Alltag zu entfliehen. Im Anschluss an den offiziellen Teil traf man sich oft mit Freunden, der Familie oder Kolleginnen und Kollegen und genoss den Feiertag auf den Volksfesten, zu Hause oder im Betrieb. Viele Menschen berichten davon, dass besonders in den Betrieben der offizielle Teil eines Feiertags schnell abgehandelt wurde, um dann gemeinsam mit den Kollegen die freie Zeit auf Betriebskosten zu genießen und gesellig beisammen zu sein. Mit der Verinnerlichung des kommunistischen Festkalenders in das Leben der Menschen in Ost- und Südosteuropa ging also auch eine zunehmende Entfremdung zwischen Machthabern und Staat einher. Hinter der offiziellen Fassade suchten sich die Menschen private Nischen, um den freien Tag für sich zu nutzen. Somit existierten in den kommunistischen Ländern eine offizielle und eine private Seite staatlicher Feiertage nebeneinander.¹⁴

In den Staaten der ehemaligen Sowjetunion ist für viele Menschen sowohl offiziell als auch privat der 9. Mai, der Tag der Befreiung, bis heute ein wichtiger staatlicher Feiertag. Der hohe Verlust sowjetischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg, der nahezu jede sowjetische Familie betraf, ist für sie nach wie vor ein wichtiger Identifikationspunkt. Auch im Ausland lebende Russen verfolgen die Übertragung der Großen Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau und veranstalten Feiern. Während zu Sowjetzeiten die überlebenden Veteranen im Vordergrund standen, wird heute jedoch zunehmend der Opfer in den einzelnen Familien gedacht.

¹⁵ Rolf (2006), S. 342 ff.; Gibas/Gries, S. 11 f.

Literatur:

Lars Deile: *Feste – eine Definition*, in: Maurer, Michael (Hg.): *Das Fest. Beiträge zu seiner Theorie und Systematik*, Köln 2004.

Monika Gibas: *Die Inszenierung kollektiver Identität. Staatssymbolik und Staatsfeiertage in der DDR*, in: *Universitas 4* (1999), S. 312–325.

Monika Gibas/Rainer Gries: *Die Inszenierung des sozialistischen Deutschland. Geschichte und Dramaturgie der Dezennienfeiern in der DDR*, in: *Monika Gibas/Rainer Gries/Barbara Jakoby/Doris Müller (Hg.): Wiedergeburten. Zur Geschichte der runden Jahrestage der DDR*, Leipzig 1999, S. 11–40.

Olaf Georg Klein: *Plötzlich war alles ganz anders. Deutsche Lebenswege im Umbruch*, Köln 1994.

Walter Leimgruber: *Warum feiern wir Feste?*, in: *Fragen an die Wissenschaft. Wissenschaftsmagazin der Universität Basel 2* (2010), S. 6–8.

Hans-Joachim Maaz: *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR*, Berlin 1990.

Malte Rolf: *Feste (Russland). Sozialismus*, in: *Enzyklopädie des europäischen Ostens*, online unter: [http://eeo.uni-klu.ac.at/index.php?title=Feste_\(Russland\)#Sozialismus](http://eeo.uni-klu.ac.at/index.php?title=Feste_(Russland)#Sozialismus) [Stand: 05.05.2017].

Malte Rolf: *Das sowjetische Massenfest*, Hamburg 2006.

Christian Schmidt-Wellenburg: *Die Jugendweihe. Bedeutung und Funktion eines biografischen Übergangsrituals*, in: *Berliner Journal für Soziologie 13*, Nr. 3 (2003), S. 349–370.

II.4. Sozialistische Helden

Jede Zeit hat ihre Helden

Zu allen Zeiten ist der Held eine Person, die geistig oder körperlich eine besondere, außeralltägliche Leistung vollbringt. Das klassische Helden- oder Heiligennarrativ folgt der Idee, dass ein Mensch eine Aufgabe oder Mission hat und im Zuge der Erfüllung eine Veränderung durchläuft. Zweifel und Bewährung führen den Helden zum Sieg. Zentral in jeglicher Helden- oder Heiligenvita ist der Moment der Entscheidung, das Richtige oder das Falsche zu tun. Der Held hebt sich von der Masse ab, weil er Dinge vollbringt, die das Handlungsvermögen „des normalen Menschen“ übersteigen.¹ Helden wurden und werden vor allem in Krisenzeiten als eine Art Sicherungsfigur benötigt.

Wie wurden sozialistische Helden kreiert?

Die Gestaltung von sozialistischen Helden war eine propagandistische Konstante, die in allen sozialistischen Gesellschaften Ost- und Südosteuropas als Mittel der politischen Massenkommunikation genutzt wurde. Dabei wurde auf bestehende Heiligen- und klassische Heldennarrative zurückgegriffen. Bei der Konstruktion sozialistischer Helden handelte es sich im Regelfall um ein autoritäres Vorgehen seitens des Staates sowie der Partei. Sie vermittelten der Bevölkerung über den Helden Botschaften, die ihre Macht legitimieren sollten, und benutzten ihn für die eigene Sinnstiftung.²

Partei und Staat verfolgten verschiedene Strategien, um aus einem normalen Bürger einen sozialistischen Helden zu machen. Dafür wählten sie entweder einen geeigneten, „besonderen“ Menschen aus und bereiteten ihn auf die heldenhafte Tat vor (wie z.B. den ostdeutschen Arbeiterhelden Adolf Hennecke, dessen Rekord im Kohleabbau 1948 bewusst inszeniert wurde) oder aber sie stilisierten eine Person unmittelbar nach einer außerordentlichen Tat zum Helden. Der „Heldtheorie“ folgend, vollbrachten sozialistische Helden die richtige Tat im richtigen Augenblick für die richtige Sache. In der Praxis entschieden allerdings Staat und Partei, wann der richtige Augenblick gekommen war und orientierten sich dabei an aktuellen politischen, ökonomischen und kulturellen Erfordernissen.³ Grundlegend war jedoch: Der sozialistische Held musste Parteimitglied sein.⁴

Nicht nur die vollbrachten Taten wurden öffentlichkeitswirksam inszeniert, auch die öffentlich verbreiteten Lebensläufe der Helden folgten einem ähnlichen Erzählmuster, das sich an dem traditioneller Helden- und Heiligenlegenden orientierte:

Der Held stammt aus einfachen Verhältnissen, fällt schon als Kind positiv auf und wird früh ein Meister seines Fachs. Er ist Anfechtungen und Verlockungen ausgesetzt, gerät vielleicht auf einen Irrweg, findet aber immer auf den rechten Pfad zurück. Als der Held mit der Partei in Berührung kommt, findet er dort seine geistige Heimat und Schutz. Die Partei wird seine Erzieherin. Politisch und moralisch gefestigt, vollbringt er eines Tages

¹ Schneider, S. 92.

² Satjukow/Gries, S. 18.

³ Ebd., S. 33.

⁴ Arnold, S. 167.

„die Tat“, die sein Heldentum manifestiert. Dabei besteht der Held die Herausforderung einer schwierigen Situation mit Bravour. Er muss die Aktion nicht planen, denn es ist eine notwendige Handlung, die er instinktiv vollbringt. Tat und Held verschmelzen zu einem Symbol. Der Held lebt fortan im Einklang mit der sozialistischen Moral. Er ist ein untadeliges Vorbild und wird zum Lehrer für andere.⁵

Heldenzeiten und Heldentypen

Im Laufe der über 40 Jahre dauernden kommunistischen Herrschaft in Ost- und Südosteuropa wurden verschiedene Helden konstruiert, die sich in vier Typen unterscheiden lassen. Sie spielten in allen Ländern Ost- und Südosteuropas eine mehr oder weniger große Rolle.⁶

Die Kriegerheldinnen und -helden sowie Helden des antifaschistischen Widerstandes vollbrachten ihre Leistungen in den 1930er- und 1940er-Jahren und starben für ihren Einsatz (Märtyrerhelden). Ihre Taten wurde ab 1945 bis in die 1950er-Jahre propagandistisch genutzt, um den antifaschistischen Gründungsmythos der noch jungen sozialistischen Staaten in Ost- und Südosteuropa zu unterstützen. Mit der Aussage, dass die Helden „für uns“ und „unsere Zukunft“ ihr Leben gelassen hatten, erhofften sich die Machthaber eine größere Identifikation mit den frisch gegründeten Staaten. Kriegerhelden waren ein traditioneller Heldentypus. Als ideologische Opferhelden standen sie in der Tradition der Märtyrer- und Heiligenlegenden. Zu ihnen gehörten unter anderem die sowjetische Partisanin Soja Kosmodemjanskaja, der deutsche Widerstandskämpfer Ernst Thälmann, der tschechische Kommunist Julius Fučík und die unzähligen namenlosen Kriegshelden von Stalingrad. Überdies erlangten politische Führerhelden in den 1940er- und 1950er-Jahren Popularität. Sie dienten der Propaganda als Folie, „jede politische Auseinandersetzung als Kampf des Heros gegen den Bösen zu stilisieren – und damit die eigenen Handlungen zu legitimieren.“⁷ Ernst Thälmann wurde neben seiner Funktion als Widerstandsheld auch zu den politischen Führerhelden gezählt.

Die Heldinnen und Helden der sozialistischen Arbeit gewannen Ende der 1940er- bis Mitte der 1950er-Jahre in den sich gründenden sozialistischen Nachkriegsgesellschaften Ost- und Südosteuropas besondere Bedeutung, denn der Krieg hatte überall seine Spuren hinterlassen und die Wirtschaft lag am Boden. Die Aufgabe der sozialistischen Helden der Arbeit und des Aufbaus war es, die Menschen zu höheren Leistungen anzuspornen, indem sie selbst mit einer Höchstleistung Maßstäbe setzten. In der Sowjetunion war dies unter anderem der Bergarbeiter Alexej Stachanow, der 1935 den Plan überfüllte. Später wurde nach ihm die gleichnamige Stachanow-Bewegung benannt. Nach dem Vorbild Stachanows bauten nach 1945 andere sozialistische Länder ebenfalls Heldenfiguren der Arbeit auf. In der DDR waren dies zum Beispiel der Bergarbeiter Adolf Hennecke und die Weberin Frieda Hockauf, der Dreher Imre Muszka in Ungarn oder der Maurer Mateusz Birkut in Polen. Die Grundaussage ihrer Heldengeschichten, den Plan einzuhalten oder besser noch: überzuerfüllen, ähnelte sich in allen Ländern.

⁵ Satjukow/Gries, S. 24 f.

⁶ Im Folgenden ebd., S. 25 f. und S. 15 f.

⁷ Ebd., S. 16.

Die Kosmosheldinnen und -helden gewannen Anfang der 1960er-Jahre den Wettlauf in der bemannten Raumfahrt. Die sowjetischen Kosmonauten Juri Gagarin (erster Mensch im Weltall) und Walentina Tereschkowa (die erste Frau im Weltall) sowie Siegmund Jähn (DDR-Bürger, der erste Deutsche im Weltall) wurden in ihren Ländern gefeiert, bekamen aber auch internationale Anerkennung. Kosmoshelden dienten als kommunistische Aushängeschilder in der Systemkonkurrenz mit dem Westen.



Walentina Wladimirowna Tereschkowa, die erste Frau im Weltall, 1963 auf einer Briefmarke der Sowjetunion

Sozialistische Athleten, die zu *Sportheldinnen und -helden* wurden, schrieb man eine besondere Opferbereitschaft für die Allgemeinheit zu. Ihr Wirken erstreckte sich nicht nur auf den Sport, sondern darüber hinaus auch auf das Kollektiv – so interpretieren es ihre Bewunderer bis heute. Dabei suchten sie mit ihrer sportlichen Leistung nicht den eigenen Vorteil, sondern waren sogar bereit, diesen zu opfern. Bis heute sind beispielsweise die DDR-Eiskunstläuferin Katharina Witt – als Aushängeschild: „schönstes Gesicht des Sozialismus“ – oder der Radsportler Täve Schur für einige Menschen Vorbilder und Helden. In den 1970er- und 1980er-Jahren wurden kaum neue Heldenfiguren kreiert bzw. errangen sie nicht mehr die Strahlkraft ihrer Vorgänger. Stattdessen behielten viele sozialistische Helden der 1940er- bis 1960er-Jahre ihre Gültigkeit und Bekanntheit bis zum Ende der kommunistischen Ära in Ost- und Südosteuropa. Und auch danach blieben die einstigen Helden für manche Menschen weiterhin orientierungsgebend.

Walentina Tereschkowa und Gustav-Adolf „Täve“ Schur – zwei mustergültige Helden

Ein „ungebrochener Lebenslauf“ ohne schwerwiegende negative Abweichungen gehörte zur Grundausstattung einer sozialistischen Heldenvita. Zwei nahezu mustergültige Beispiele dafür waren die sowjetische Kosmonautin Walentina Tereschkowa, die erste Frau im All, und der DDR-Sportler Gustav-Adolf „Täve“ Schur:

Walentina Tereschkows Vita spannt den Bogen von einer Schneiderin und Büglerin in einem Spinnerei-Kombinat in der russischen Provinz zur ersten Frau im Weltall. Schon im Kombinat galt sie als vorbildliche Genossin und arbeitete für den kommunistischen

Jugendverband. Tereschkowa, die in ihrer Freizeit Fallschirmspringerin war, bewarb sich bei der sowjetischen Raumfahrtbehörde, als diese Anfang der 1960er-Jahre offiziell Frauen für eine Weltraummission suchte. Von den fünf ausgewählten Frauen, die für den Raumflug trainiert wurden, war sie die einzige Nichtakademikerin. Die Ausbildung fiel ihr nicht leicht. Trotzdem bekam sie als Arbeiterin den Vortritt und flog am 16. Juni 1963 als erste Frau ins All. Über Fehler und Pannen während des Fluges durfte nichts nach außen dringen. Nach 49 Erdumkreisungen landete sie wieder auf der Erde. Selbst die Königin von England schickte ein Glückwunschtelegramm – ein Triumph für die sowjetische Propaganda. Die Medien feierten nach dem Sowjetbürger Juri Gagarin, dem ersten Menschen im Weltall, nun mit Walentina Tereschkowa, der ersten Frau im All, einen erneuten Sieg im Wettbewerb der politischen Systeme. In der DDR wurde „Walja“ unter anderem Teil einer frauenpolitischen Kampagne, die zum Ziel hatte, Frauen für technische Berufe zu interessieren. Damit wurde versucht, dem Mangel an hochqualifizierten Facharbeitern beizukommen. Auch im Westen wurde Tereschkowa ein Star, denn sie gab eine ideale Projektionsfläche für emanzipatorische Vorstellungen der jüngeren Frauengeneration ab. Kinder wurden nach ihr benannt. Großartig auch für die sowjetische Propaganda, dass die erste Kosmonautin noch im Jahr ihres Fluges einen der ersten Kosmonauten heiratete: Andrijan Nikolajew. Konsequenterweise ging die aus politischen Gründen für den Flug ausgewählte Tereschkowa nach ihrer Rückkehr in die Politik: Sie wurde Abgeordnete im Obersten Sowjet und Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei.⁸



Der strahlende Etappensieger in Leipzig, Gustav-Adolf „Täve“ Schur (DDR), VIII. Internationale Friedensfahrt Prag-Berlin-Warschau, Leipzig 12. Mai 1955

Ein weiterer nahezu mustergültiger Heldenlebenslauf ist der von Gustav-Adolf „Täve“ Schur. Er wurde 1990 zum größten DDR-Sportler der Geschichte gewählt, nachdem er zuvor schon neunmal Sportler des Jahres in der DDR gewesen war. Die Popularität erkämpfte sich der gelernte Mechaniker in den 1950er-Jahren, als er alles gewann, was es für einen ostdeutschen Radsportler zu gewinnen gab. 1955 und 1959 triumphierte er bei der Internationalen Friedensfahrt, der sogenannten „Tour de France des Ostens“. 1958 und 1959 wurde er Straßenweltmeister der Amateure. Legendär wurde sein taktisches Verhalten bei der WM 1960, als er seinem Teamkollegen Bernhard Eckstein zum Sieg verhalf und sich mit dem zweiten Platz begnügte. Schur war fortan ein Held, mit dem sich natürlich auch die Partei gerne schmück-

⁸ Gibas, S. 147-157.

te und dessen Opferbereitschaft sie propagandistisch verwertete. Seine Volksverbundenheit und seine politische Linientreue machten ihn sowohl im Volk als auch bei Partei und Staatsführung beliebt. Als SED-Funktionär saß er von 1958 bis 1990 in der DDR-Volkskammer. Von 1998 bis 2002 gehörte er der PDS-Fraktion im Deutschen Bundestag an.

Welche Funktion hatten die sozialistischen Helden?

Aufgabe eines sozialistischen Helden war es, als Vorbild und Mensch des Alltags zugleich das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen – als Held zum Anfassen, der aus dem Volke kommt. Diese Nähe zum Volk ermöglichte es Partei und Staat, ihre Botschaft, die ihre Macht legitimieren sollte, der Bevölkerung zu vermitteln. Die Helden sollten als eine Art Sprachrohr und lebendes Vorbild dienen. Sie galten als Ideale und hatten die Aufgabe, den Menschen den Mut und das Selbstvertrauen zu geben, Ähnliches zu leisten. Schließlich agierten Staat und Partei mit den sozialistischen Helden wie mit Instrumenten zur Erhöhung von Stärke, Optimismus, Opferbereitschaft, Pflichtbewusstsein und Arbeitsleistung. Was der Held geschafft hat, kannst du auch schaffen! Damit sollten auch wirtschaftliche Krisenzeiten überbrückt werden. Insbesondere Kosmonauten wie Walentina Tereschkowa und Sigmund Jähn oder Sporthelden wie Katharina Witt galten als Aushängeschilder der Systemkonkurrenz mit dem Westen. Sie waren der lebende Beweis dafür, dass der Osten hinter dem Westen in Weltraumforschung, Technologie und Sport nicht zurückstand.

Kriegerhelden und Helden des antifaschistischen Widerstandes, die zumeist ihr Leben gelassen hatten, wurden instrumentalisiert, um den antifaschistischen Gründungsmythos der Staaten Ost- und Südosteuropas und die Identifikation der Menschen mit den jungen Staaten zu unterstützen. Ihr Tod sollte dazu verpflichten, den Aufbau der jungen Staaten zu unterstützen. Gleiches galt für Parteihelden, deren Tod für die sogenannte gute Sache die politische Linie der jeweiligen kommunistischen Partei legitimieren sollte.

Sozialistische Helden im Alltag

Schon von Kindesbeinen an wurden die Menschen im Sozialismus mit dem Leben und den Taten der Helden vertraut gemacht. Als *Namensgeber* für zahlreiche Kinderkrippen, Kindergärten, Schulen, Brigaden, Werke, Kulturhäuser, Plätze oder Straßen tauchten sie im täglichen Leben immer wieder auf. Kindergartenkinder, Schüler und Erwachsene verpflichteten sich auf die oder den heldenhaften Namensgeber ihrer Einrichtung, gute Taten zu vollbringen, fleißig zu lernen und überdurchschnittlich zu produzieren. In der Regel waren die sozialistischen Helden zum Anfassen und Ansprechen. Sie besuchten Betriebe und Brigaden, hielten Reden, waren Gäste auf Festveranstaltungen, traten im Fernsehen auf und wurden in Zeitschriften als Privatmenschen mit Familienleben porträtiert. Das schaffte Vertrauen und Nähe, denn Sie waren „Menschen wie du und ich“.

Sozialistische Heldinnen und Helden standen *im Dienst der Erziehung*. Bereits im Lesebuch der ersten Klasse in der DDR wurde beispielsweise der Widerstandskämpfer Ernst Thälmann als Vorbild für die Schülerinnen und Schüler eingeführt. Das Lesebuch der zweiten

Klasse enthielt ab Ende der 1960er-Jahre die Geschichte des Schuljungen Ernst Thälmann, der seine Pausenbrote mit armen Mitschülern teilte und seine Mutter bat, die Brote dicker zu belegen. Ernst Thälmanns Vorbildhaftigkeit wurde zudem in verschiedenen Liedern der Pionierorganisation besungen, wie zum Beispiel im Lied „Fröhlich sein und singen“, wo es heißt: „Thälmann wolln wir gleichen/Das geloben wir!“ Neben Thälmann wurden auch viele andere sozialistische Helden wie verdiente Sportler, Vorbilder der Produktion, Soldaten oder politische Helden in Kinder- und Erwachsenenliedern besungen. So heißt es in einem Kinderlied über Lenin: „Er war hilfsbereit und freundlich/Und er soll – sind wir auch klein – /früh und spät und alle Tage/unser großes Vorbild sein.“ Nicht nur für Erziehungsfragen dienten sozialistische Helden. Für manche Menschen waren sie auch *persönliche Helden und Idole oder Lebenshelfer und Ratgeber*. Denn die Tatsache, dass die sozialistischen Helden immer auch reale Menschen waren, eröffnete dem einfachen Volk die Möglichkeit, seine eigenen Hoffnungen, Erwartungen und Sehnsüchte auf die Helden zu projizieren.⁹ Manchen Helden wurden Lieder und Gedichte oder Bilder gewidmet. Oder sie erhielten persönliche Briefe, Menschen schütteten ihnen ihr Herz aus und baten um Rat für persönliche Belange.

Bei aller Heldenpropaganda und gezielter staatlicher Kommunikation – letztendlich entschieden die Menschen, ob sie einen Helden annahmen oder ablehnten. Die Akzeptanz von Helden lässt sich keinesfalls auf eine Angst vor Repressionen zurückführen.¹⁰ Nicht selten passierte es, dass ein sozialistischer Held von einem Teil der Bevölkerung anerkannt, von einem anderen *abgelehnt* wurde. Dem ostdeutschen Bergarbeiter und Arbeitshelden Adolf Hennecke begegneten die einen mit viel Bewunderung, die anderen mit Misstrauen. Mit der Übererfüllung seiner Arbeitsnorm um 287 Prozent, die der Staat unterstützte und propagierte, wurde nun auch von seinen Kollegen ein höheres Arbeitspensum erwartet, was diese Hennecke verübelten. Dessen Normübererfüllung wurde in der DDR zum Auslöser der republikweiten „Hennecke-Bewegung“. Nachdem sich Hennecke von der Propaganda vereinnahmen ließ (bis zu seinem Tod war er Mitglied des Zentralkomitees der SED), wuchs mit der Zahl seiner Bewunderer auch die seiner Feinde. Kollegen mieden ihn, in seinem Haus gingen Scheiben zu Bruch und die Reifen seines Autos wurden zerstochen. Ähnlich erging es Václav Svoboda, dem tschechischen Arbeitshelden. Die Mehrheit der Tschechen sprach sich für Qualität und gegen die Steigerung der Quantität aus, die jedoch mithilfe des Arbeitshelden Svoboda propagiert wurde. Anders verhielt es sich bei dem sowjetischen Arbeitshelden Alexei Grigorjewitsch Stachanow, der 1935 die gültige Arbeitsnorm als Kohlenhauer laut Propaganda um das 13-Fache übererfüllte. Daraufhin riefen Gewerkschaft und KPdSU die „Stachanow-Bewegung“ zur Steigerung der Arbeitsproduktivität ins Leben. Stachanow hielt dem Druck der Öffentlichkeit jedoch nicht stand. Er verfiel zunehmend dem Alkohol. Zu den offiziellen Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der nach ihm benannten Stachanow-Bewegung erhielt er keine Einladung mehr. Offiziell wurde er jedoch von der sowjetischen Führung weiterhin als menschliches Vorbild gefeiert. Auch wenn der bewusste Einsatz sozialistischer Helden als Mittel politischer Propaganda in den 1970er- und 1980er-Jahren in Ost- und Südosteuropa kaum noch eine Rolle spielte, bleibt bis heute zu überlegen, inwiefern bestimmte Ideale wie höchste Leistungs- und Opferbereitschaft oder Disziplin und Gehorsam weiter vermittelt wurden. Mitunter wurde Helden wie Thälmann oder Lenin auch über die 1960er-Jahre hinaus eine gewisse Vorbildrolle in Schulbüchern, Liedern eingeräumt, Betriebe und Straßen wurden nach ihnen be-

⁹ Satjukow/Gries, S. 21.

¹⁰ Ebd., S. 29.

nannt. Ihr vorbildliches Verhalten sollte noch Generationen in den nachfolgenden beiden Jahrzehnten prägen.

Das besondere Leistungsstreben vieler Russlanddeutscher rührt unter anderem aus der in Russland und der Sowjetunion üblichen Wahrnehmung vom „fleißigen Deutschen“ her. Diese Zuschreibung und die damit verbundene Erwartung führten für viele Russlanddeutsche dazu, diesem Bild gerecht werden zu wollen.

Literatur:

Swetlana Alexijewitsch: *Leben auf den Trümmern des Sozialismus*, München 2013.

Sabine Arnold: *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat*, Bochum 1998.

Silke Gibas: „Venus vom Sternenstädtchen“. Walentina Tereschkowa, Heldin der Moderne in der DDR, in: *Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR*, Berlin 2001, S. 147-157.

„Helden braucht man in Krisenzeiten“, Gespräch mit Silke Satjukow und Rainer Gries vom 5. Januar 2016, in: *mdr.de, Heute im Osten*. Unter: <http://www.mdr.de/heute-im-osten/helden-braucht-man-in-krisenzeiten100.html> [Stand: 13.10.2016].

Silke Satjukow/Rainer Gries: Zur Konstruktion des „sozialistischen Helden“. *Geschichte und Bedeutung*, in: *Silke Satjukow/Rainer Gries (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR*, Berlin 2001, S. 15–34.

Christian Schneider: *Wozu Helden?*, in: *Mittelweg 36*, Nr. 1 (2009), S. 91–102.

III. Unsichtbar und trotzdem da – Erfahrungsgepäck von Russlanddeutschen. Beobachtungen und Reflexionen aus der seelsorgerlichen Praxis

Sabine Arnold

Seit ich bei WhatsApp bin, erhalte ich elektronische russische Grüße zu Feiertagen. Sie kommen aber nicht zu Ostern und auch nur selten zu Weihnachten, wie man es in meinen kirchlichen Arbeitszusammenhängen erwarten würde. Dafür aber zum 9. Mai, zum 8. März und zu Neujahr. Auch eine enthusiastische Ehrung aller Lehrer erreichte mich einmal zum 1. Oktober, dem russischen „Tag des Lehrers“. Ich bin mir sicher, dass fast alle meiner Klienten sich freuen würden, wenn ich Ihnen anlässlich des sowjetischen Ehrentages ihrer Berufsgruppe – etwa zum Tag der Grenzsoldaten am 28. Mai, zum Tag der Kosmonauten am 12. April oder zum Tag des Programmierers am 13. September – einen Gruß zukommen lassen würde. Aber ich tue es nicht. Für mich liegen diese Feiertage hinter einer unüberwindlichen interkulturellen Grenze. Für mich sind christliche Feiertage wichtig und ich bin dankbar für Gedenktage wie den 27. Januar. Ein wenig kann ich mich mit dem Frauentag am 8. März anfreunden. Aber dann ist Schluss.

In diesem Jahr schickte mir eine russlanddeutsche Klientin am 9. Mai den folgenden Gruß: Ein etwa dreijähriger knopffäugiger blonder Junge mit einem sowjetischen Militärbarrett auf dem Kopf schnuppert an einer roten Nelke – der traditionellen Blume sowjetischer Feiertage. Hinter ihm ein leuchtendbunter Himmel mit feuerwerksähnlichen Lichtpunkten. Neben ihm der folgende Text: „Es sollen Salute und Fanfaren ertönen, Ruhm denen, die im Krieg siegen! Herzliche Glückwünsche zum Tag des Sieges! Ich wünsche Dir, dass Du Dich über das Leben und den Frühling freust!“ Darunter in großen roten Lettern mit Goldrand: „9. Mai“.

Ich habe den Gruß erhalten, weil ich offenbar in eine WhatsApp-Gruppe mit russischen Teilnehmern einbezogen bin. Mir gefällt ein solcher Gruß nicht, er passt überhaupt nicht zu mir. Aber er gilt auch nicht mir, sondern der sentimental Erinnerung der Absenderin. Feiern sind sinnstiftend und strukturieren das Leben. Diese Sinnstiftung erfolgt über das Wertesystem der Sowjetunion, obwohl die Absenderin schon seit mehr als 20 Jahren als Spätaussiedlerin in Deutschland lebt. Mehr noch: Am 9. Mai wird der Sieg der Sowjetunion über den deutschen Faschismus gefeiert. Sie selbst erlebte als Kind Denunziationen, musste die Verunglimpfung „faschistka“ hören und entschied sich schließlich für die Auswanderung nach Deutschland. Und trotzdem fühlt sie sich im Festkalender der Sowjetunion aufgehoben. Emotional ist sie offenbar teilweise noch in der alten Heimat verwurzelt, in Feiertagen, die ihren damaligen Alltag und ihre Gewohnheiten geprägt haben. Trotz ihres bewussten Wegzugs aus der Sowjetunion bleibt sie ihr durch den Traditionalismus der Feiertage verbunden.

Die Psychologin Michaela Huber spricht von der „Vielschichtigkeit des Gewordenseins“ eines Menschen. Diese Vielschichtigkeit setzt sich zusammen aus genetischen Anlagen, die für jeden Menschen einmalig sind, und den äußeren Bedingungen wie Geburtsort und Zeit, Kulturkreis oder politisches System. Andere Anteile der Persönlichkeit wurden aus der Vergangenheit der Vorfahren weitergegeben und lassen in jedem von uns helle und dunkle Töne erklingen, deren Ursprung wir unter Umständen nicht kennen. Sie können beflügeln oder belasten, ohne dass der Einzelne einen bewussten oder gar aktiven Anteil daran hätte.

Menschen sind einmalige Individuen. Als russischsprachige Seelsorgerin und Traumafachberaterin i. A. empfinde ich den Auftrag, die Gruppe der Russlanddeutschen kollektiv zu beschreiben, als Gratwanderung, die leicht in Allgemeinplätze und Zuschreibungen abrutschen kann. In meiner Darstellung gehe ich deshalb von Beispielen aus, die mir auf die eine oder andere Art typisch für die Gruppe der Russlanddeutschen erscheinen, weil ich diesen oder ähnlichen Lebensgeschichten öfter begegnet bin. Ich habe diese Geschichten so weit verändert, dass die wahren Personen nicht mehr zu erkennen sind. Sie hätten so gewesen sein können, sind es aber nicht.

Auf der anderen Seite hat das Erfahrungsgepäck der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion, der Russlanddeutschen oder Aussiedler, natürlich auch kollektive Züge. Der Rucksack ist groß und gefüllt mit Erlebnissen, die der Rest der deutschen Gesellschaft so nicht hat: Ihre Vorfahren hatten Deutschland vor ein paar Hundert Jahren aus Not verlassen. Das Leben in Russland war schwer, die meisten von ihnen mussten anfangs Wildnis urbar machen, die Sterblichkeit war hoch. Aber viele schafften es, sich zu etablieren und sich über Generationen einen sehr guten Ruf in Russland zu erarbeiten. Weltliteratur ist die Beschreibung des tüchtigen Geschäftsmannes Stolz, des Gegenspielers von Oblomow in Iwan Gontscharows gleichnamigem Roman. Und auch mir haben Russen und Kasachen mit Bewunderung erzählt, dass deutsche Gärten und Dörfer von Weitem erkennbar gewesen seien. Bei den Deutschen sei immer alles akkurat gepflegt gewesen. Nirgendwo hätten die Apfelbäume üppiger geblüht als bei ihnen. Mit der Oktoberrevolution begann dann für die Deutschen in Russland ein ganz anderes Kapitel, es folgten Jahrzehnte der Verfolgung in der Stalinzeit, mit besonderer Schärfe während und nach dem Zweiten Weltkrieg – dem „Großen Vaterländischen Krieg“. Nach der Entstalinisierung, 1956, kam eine Zeit des Aufschwungs für die Russlanddeutschen, allerdings unter sowjetischen Vorzeichen und begleitet von Propaganda, Denunziationen und Zurücksetzungen. Das Ende der Sowjetunion und die Vereinbarungen zwischen Kohl und Gorbatschow führten dazu, dass eine große Zahl Russlanddeutscher nach Deutschland kam.

In diesem Aufsatz werden drei Erfahrungsfelder beschrieben, die nachhaltige Bedeutung für russlanddeutsche Zuwanderer in Deutschland haben: erstens die Erfahrungen von Verfolgung und Denunziation, zweitens die sowjetische Propaganda des Heldenkultes und drittens die Erfahrung der doppelten Realität.

III.1. Erfahrung von Verfolgung und Denunziation

Es gibt Momente, die sich bildlich in das Gedächtnis einbrennen. Für mich als Seelsorgerin ist die folgende Situation eine solche: Vor einiger Zeit hielt ich während eines sogenannten „Gesundheitstages“ für Russischsprachige einen Vortrag über psychische Traumata. Im Publikum saß ein älterer Herr, der meinem Vortrag mit starrer Aufmerksamkeit folgte. Als ich über die tiefe Verzweigung sprach, die für viele Betroffene noch Jahrzehnte nach der Traumatisierung spürbar bleibe, sah ich Tränen über sein Gesicht rinnen. Weinen ist gut, Tränen schaffen Erleichterung.

Ich nenne den älteren Herrn hier Heinrich. Er ist Russlanddeutscher, kam 1993 mit Frau und Tochter aus Kasachstan, in Deutschland wurden Enkelkinder geboren. Er selbst kam 1940 an der Wolga zur Welt und verlor kurz nach seiner Geburt seinen Vater, der im Zuge der stalinistischen Säuberungskampagnen verhaftet und ermordet wurde. Zusammen mit seiner Mutter wurde er 1941 in ein Arbeitslager nach Sibirien deportiert, wo er nach allem, was wir heute über den Gulag wissen, Entsetzliches erlebt haben muss. Nach seiner Entlassung zog er mit seiner Mutter nach Kasachstan, erlernte einen Beruf, heiratete, wurde Vater. Über seine Erlebnisse in Sibirien hat er nie gesprochen. Er schwieg so wie Millionen anderer ehemaliger Gefangener auch, weil es bei Strafe verboten war, darüber zu sprechen. Seine Frau erlebte ihn als eigenbrötlerisch, misstrauisch, verschwiegen, zu Liebesbezeugungen nicht fähig. Sie litt ihr Leben lang darunter, wünschte sie sich doch selbst nichts mehr als Harmonie. Aber es gelang ihr nicht, ihm alles rechtzumachen und seinen Wutausbrüchen zu entkommen. Dabei hätte sie als Ärztin den Rückhalt einer harmonischen Ehe sehr gebraucht. In ihrem Beruf kannte sie Zurücksetzungen aufgrund ihrer russlanddeutschen Herkunft nur allzu gut. Sie wurde bei Beförderungen und Belobigungen übergangen.

Nach der Migration erkrankte und litt Heinrich in Deutschland an einer Herz-Kreislauf-Erkrankung, Asthma und Übergewicht, seine Frau bekam Schmerzen im ganzen Körper. Mit zunehmendem Alter wurde sein Verhalten immer sonderbarer, zuweilen gewalttätig. Auch entwickelte er eine unerklärliche Abneigung gegen Wasser, sodass die Körperpflege zum Problem wurde. Die Ehefrau versuchte stets, nach außen den Anschein der Normalität zu wahren, und brach unter der Last mehrmals psychisch zusammen. Doch dann ergriff sie die Initiative: Durch Unterbringung und Behandlung des Mannes in einer psychiatrischen Tagesklinik und Psychotherapie stellte sich unter anderem heraus, dass er als Kind im Lager fast ertrunken war. Es wurde klar, welche Hilfestellungen er brauchte, um sich jetzt beim Baden trotzdem sicher zu fühlen. Schritt für Schritt konnten Erleichterungen im Alltag geschaffen werden. Das Grundproblem aber, die Posttraumatische Belastungsstörung, blieb und lastete auf dem Ehepaar.

Seine Tochter wuchs mit einer ängstlichen und von Selbstvorwürfen geplagten Mutter und einem undurchschaubaren Vater auf, der körperlich, aber nicht emotional anwesend war. In der Schule wurde sie von Mitschülern im Streit „faschistka“ tituiert. Die Lehrer vertraten die Ansicht, dass eine Deutsche nicht die beste Schülerin in Russisch und Mathematik sein könne, da halfen alles Üben und die Ermahnungen der Mutter zu noch mehr Fleiß nichts: Sie musste erleben, dass ihr Erfolg nicht gewollt war. Seit sie in Deutschland ist, führt sie den Haushalt, zaubert gerne kulinarische Köstlichkeiten und ein gemütliches Zuhause – Blumen und Basteleien sind ihre Leidenschaft. Sie hat die Kinder erzogen und ihren Ehemann unterstützt, der nun bald in Rente geht. Sie steht also mitten im Leben. Und trotzdem strahlt sie Unsicherheit aus, als müsse sie sich für ihr Dasein entschuldigen: Ein Gefühl des Ungenügens, nicht erwerbstätig zu sein, kein eigenes Haus zu besitzen, in der Erziehung und Förderung der Kinder etwas verpasst oder eine Krankheit zu spät erkannt zu haben. Immer schwingt Anspannung mit, als gelte es, eine schwere Bedrohung abzuwehren. Der Arzt diagnostizierte Depressionen.

Auffällig ist der Umgang mit der deutschen Sprache: Die Elterngeneration spricht perfekt

Deutsch mit Einsprengeln des alten schwäbischen Dialektes ihrer Vorfahren. Obwohl die Tochter hier eine Ausbildung absolviert hat, spricht sie Deutsch mit deutlichen grammatikalischen Fehlern. Ihre hier geborenen Kinder waren durch Lese-Rechtschreibschwäche am Schulerfolg gehindert. Es scheint, als sei die Sprachlosigkeit des Großvaters, der seine Kindheitserlebnisse im Gulag nie erzählen konnte, an die nachfolgenden Generationen weitergegeben worden.

Die Folgen von Denunziation, politischem Mord und Verschleppung, die sowohl die Erlebnisgeneration als auch die nachgeborenen Generationen tragen müssen, sind das auffälligste gemeinsame Merkmal russlanddeutscher Zuwanderer, das den Weg zu wirklichem Lebensglück für viele nachhaltig zu verstellen scheint. „Wir sind eine Schicksalsgemeinschaft“, definierte unlängst der Vorsitzende der Landsmannschaft der Russlanddeutschen den Zusammenhalt der russlanddeutschen Community. Der zunächst veraltet klingende Begriff hat aus der Perspektive der schweren Belastungen und Traumata wohl seine Berechtigung.

Wenn ein Mensch von einem Land in ein anderes migriert, bringt er seine individuelle Lebensgeschichte mit, die eingebettet und eng verknüpft ist mit der Geschichte seines Landes oder seiner Kultur. Ein Jahr vor dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion nimmt auch Heinrichs Lebensgeschichte ihren Anfang. Nach allem, was wir heute über diese grausamen Ereignisse wissen, ist es ein Wunder, dass eine junge Mutter mit einem einjährigen Kind die mehrmonatige Vertreibung von der Wolga nach Sibirien im überfüllten Viehwagen, auf Kähnen über Flüsse und zu Fuß durch unwegsames Gelände überhaupt überlebt hat. Viele Familienerzählungen berichten davon, dass die Kleinstkinder der Vertriebenen bereits zu diesem Zeitpunkt starben. Dann die unmenschlichen Bedingungen eines sibirischen Lagers, Hunger, Durst, Frost und Hitze, unglaublich harte Arbeitsbedingungen für die Mutter, viele Stunden des Alleinseins für das Kind. Hier lauerte täglich der Tod. Wer aus dem Gulag zurückkehrte, war psychisch schwer belastet, häufig traumatisiert. Er musste unterschreiben, dass er über das Erlebte nie sprechen würde, und kam in einen Alltag hinein, der den Sozialismus als strahlende Erfolgsgeschichte feierte. Für die Schatten war kein Platz.

Die Weltgesundheitsorganisation WHO definiert psychologische Traumata als „kurz- oder langanhaltende Ereignisse oder Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung mit katastrophalem Ausmaß, die nahezu bei jedem tiefgreifende Verzweiflung auslösen würden“. Damit ein extrem stressreiches äußeres Ereignis nicht nur als belastendes Lebensereignis abgespeichert wird, sondern zur Traumatisierung führt, müssen Faktoren auftreten, die eine aktive Bewältigung des Stresses unmöglich machen. Das Ereignis tritt plötzlich ein, es ist lebensbedrohlich, trifft auf einen vollkommen unvorbereiteten Menschen, und die Umstände hindern ihn daran zu fliehen oder sich kämpfend zu wehren. Würden die letztgenannten Überlebensreaktionen ablaufen, könnte das eine Traumatisierung verhindern. Wenn die Reizüberflutung des Gehirns aber nicht in Überlebensreaktionen münden kann, weil ein Mensch daran gehindert wird zu fliehen oder gegen die Gefahr anzukämpfen, weil ihn zum Beispiel jemand festhält, dann wird das Gehirn buchstäblich in die Zange genommen und die dritte Überlebensreaktion setzt ein: Der Mensch erstarrt, das Gehirn fragmentiert, es nimmt nur noch partiell wahr. Während des Ereignisses schützt die Frag-

mentierung den Menschen. Danach ergibt sich für das Gehirn jedoch kein Gesamtbild des Ereignisses, das rational eingeordnet und erinnert werden kann. Stattdessen bleiben einzelne, zergliederte, abgeschnittene Sinneseindrücke zurück, verknüpft mit der lebensbedrohlichen Angst, die während des Ereignisses empfunden wurde. Diese Sinneseindrücke sind emotional aufgeladen und entziehen sich zugleich jeglicher Rationalisierung. Folglich ist das Gehirn in Alarmbereitschaft, wenn diese Sinneseindrücke auftauchen.

Ereignisse, die eine Traumatisierung des Opfers zur Folge haben können, sind unter anderem alle Gewaltverbrechen inklusive Folter, Vertreibung, Genozid bis hin zu Naturkatastrophen, Bränden, Autounfällen. Sie treten plötzlich ein und treffen das Opfer unvorbereitet. Sie sind für das Opfer lebensbedrohlich. Das Opfer kann sich weder dagegen zur Wehr setzen noch davor fliehen.

Während dieser traumatischen Erlebnisse wird im Gehirn des Opfers ein Netz aus Wahrnehmungen und Reaktionen geknüpft, das der Traumatisierte zeitlebens als unbewusstes Gepäck mit sich trägt. Hat jemand zum Beispiel ein Trauma durch Schiffbruch erlitten, kann später das Geräusch fließenden Wassers erneut die Angst der Lebensbedrohung auslösen. Es kann sein, dass er erstarrt, erschläft oder in Ohnmacht fällt oder dass er plötzlich „kämpft oder flieht“, also die Reaktionen ausführt, die ihm während des Schiffbruchs nicht möglich waren. Es könnte sein, dass er gegen Menschen, die in seiner Nähe sind, aggressiv wird oder wegläuft und selbst nicht weiß, warum.

Diese Vorgänge laufen nicht zwangsläufig so ab, sie können sich auch anders zeigen. Wichtig ist für diesen Zusammenhang, dass Traumata auch Jahre und Jahrzehnte später hervorbrechen können. Besonders häufig geschieht dies nach Lebensumbrüchen, also wenn ein naher Angehöriger stirbt, wenn jemand arbeitslos wird oder vom Berufsleben in die Rente wechselt. Auch Migration von einem in ein anderes Land bringt seelische Erschütterungen mit sich, die zum Auslöser werden können. Vielleicht ist das eine mögliche Erklärung dafür, dass Russlanddeutsche so häufig an Depressionen und Herz-Kreislauf-Erkrankungen leiden.

Wenn seelische Schmerzen keinen angemessenen Ausdruck und Heilung finden können, dann kann es sein, dass sie sich einen körperlichen Ausdruck suchen. Fachleute sprechen von „Somatisierung“, also „Verkörperlichung“ von psychischem Leid. Dieses kann unter Umständen das soziale und berufliche Leben des Betroffenen stark beeinflussen. In der Sowjetunion konnte über die seelischen Schmerzen und deren Auslöser wie Deportation, Gulag-Haft und Verfolgung nicht gesprochen werden, weil dies verboten war. Per definitionem konnte und durfte es diese Leiden nicht geben, weil es die Anlässe offiziell nicht gegeben hatte. Sie wurden totgeschwiegen zugunsten des schönen Scheins, dass im Sozialismus ausschließlich fröhliche, gesunde Menschen einer strahlenden Zukunft entgegengehen. Deshalb wurde auch keine Psychiatrie und Psychologie gebraucht, die sich mit diesen Erkrankungen beschäftigte. Das Leid wurde verdrängt und zeigt sich bis heute in vermehrtem Alkoholismus und Depressionen.

Es gibt inzwischen viele Untersuchungen darüber, wie Traumata über mehrere Generationen weitergegeben werden. Diskutiert wird auch, ob sie zu Blockaden einzelner Gene im

genetischen Pool führen können, die dann mit diesem Defekt von den Eltern an die Kinder weitergegeben werden. Andere Wissenschaftler vermuten, dass sich die Enkelgeneration weit mehr als die der Kinder mit der Opferrolle der Erlebnisgeneration identifiziert, solange ein Trauma unbearbeitet im Hintergrund wirkt. Solche Entdeckungen machen deutlich, dass jede individuelle Lebensgeschichte trotz unserer heutigen Bemühungen um Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit immer von Herkunft und Kultur beeinflusst ist. Auch die Verdrängungsleistung einer Kultur spielt dabei eine große Rolle. Traumatherapeuten konnten zeigen, dass es in Familiensystemen nicht möglich ist, für Ungereimtheiten und Unvereinbarkeiten in der Familiengeschichte Worte zu finden, falls die Gesellschaft, in der diese Familie lebt, ihre Vergangenheit nicht aufgearbeitet hat. Ohne Sprache ist eine Aufarbeitung blockiert. In diesen Fällen tragen Kinder und Enkel weiter an den Schmerzen der Vorfahren. Auch im heutigen Russland wird der Stalinismus offiziell noch immer unkritisch rezipiert. Seine gewaltsame Seite wird verschwiegen. NGOs, die eine Aufarbeitung anstreben, werden als „feindliche Agenten“ in ihrer Arbeit behindert.

Wenn ich hier die nachempfundene russlanddeutsche Lebens- und Familiengeschichte des hier Heinrich genannten Mannes anhand von traumapädagogischen Erkenntnissen reflektiere, dann geht es mir nicht darum, den Russlanddeutschen eine kollektive psychische Krankheit zu unterstellen. Russlanddeutsche sind fleißige, begabte und häufig sehr erfolgreiche Menschen, die in Deutschland in hochqualifizierten Berufen angekommen sind, weil sie sich mit bewundernswerter Motivation Qualifikationen erarbeitet haben und bereit sind, sehr bescheiden zu leben. Aber darunter versteckt sich oft das, was sie nach eigener Aussage zu einer Schicksalsgemeinschaft macht: Ein Teil ist oft ängstlich, depressiv, verunsichert.

Die Russlanddeutschen sind selbstverständlich nicht die einzige Bevölkerungsgruppe, die mit einer großen psychischen Last aus einer Verfolgungssituation und Gewalterfahrung hervorgegangen ist. Sie sind nicht die einzigen, in deren Familien Traumata über Generationen nachwirken, aber das darf kein Grund sein, ihr Leid und ihre Erfahrungen zu ignorieren. Aktuell erleben wir nur allzu deutlich bei Flüchtlingen aus ganz anderen Ländern, was es bedeutet mit schwerem Gepäck leben zu müssen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Situation der Kriegsheimkehrer, der Bomben- und Vergewaltigungsoffer in Deutschland ähnlich. Auch die Deutschen mussten den Umgang mit diesen Erlebnissen und die Bewältigungsstrategien in den vergangenen Jahrzehnten erst lernen. Die Traumatherapeutin Michaela Huber schreibt über die Weitergabe von Traumata von einer Generation zur anderen: „Wie lange hat es gebraucht, bis wir die Stimmungsschwankungen, die unberechenbaren Wutausbrüche unserer Väter, die Überängstlichkeit oder Depressivität unserer Mütter als eine Folge des Leides sehen konnten, das sie unter anderem im Zweiten Weltkrieg erlebten?“

Meiner Erfahrung nach geht es auch russlanddeutschen Zuwanderern so. Ihre Geschichte ist in diesem Punkt aufgrund der Verhältnisse in der damaligen Sowjetunion gegenüber der Bundesrepublik etwa um eine Generation verschoben, d.h. erst jetzt beginnen einige von ihnen, sich mit ihrer Geschichte zu befassen. In Russland wurden die Leiden der Gulag-Opfer nie aufgearbeitet. Nur die strahlende, heldenhafte Seite der Geschichte wurde tradiert. Michaela Huber beschreibt, dass Kinder und Enkel der traumatisierten Erlebnisgeneration oft helfende Berufe ergreifen, weil sie ihren eigenen Eltern und Großeltern

nicht helfen können. Auch ich beobachte, dass junge Russlanddeutsche oft soziale Berufe anstreben. Es scheint, diese Erklärung von Michaela Huber gilt auch für sie.

Die Geschichte eines russlanddeutschen Mannes wie Heinrich und die Lebenssituation seiner Kinder und Enkelkinder lässt sich vor dem Hintergrund unseres Wissens über psychische Traumata und ihre schmerzhaften Folgen in Teilen verstehen und aufklären. Sie ist ein Beispiel dafür, wie geschichtlich weit zurückliegende Gewaltverbrechen das Leben von Opfern und ihren Nachgeborenen selbst nach der Migration und dem Wechsel in eine andere Kultur weiter beeinflussen. Weil wir davon ausgehen müssen, dass der stalinistische Terror in jeder russlanddeutschen Familie Opfer forderte und fast alle Nachgeborenen bis in die 1980er-Jahre hinein Entwürdigungen aufgrund ihrer deutschen Herkunft erlebt haben, ist die Brisanz des Themas groß. Die Aufarbeitung der russlanddeutschen Gewaltgeschichte kann nur jetzt und hier in Deutschland stattfinden. Meine Rolle als Aussiedlerseelsorgerin ist es oft, sichere Orte der Entfaltung zu schaffen, achtsame Beziehungen anzubieten und zu leben, zuzuhören und die Funktion von Traumata zu erklären, damit Familiengeheimnisse gelüftet werden können, das Schweigen gebrochen wird und Wunden heilen können.

III.2. Helden – Verhaltensvorbilder zeigen ganzen Einsatz

Das gesellschaftliche Leben in der sowjetischen Diktatur war zwischen zwei Polen aufgespannt – dem System der Zwangsarbeitslager und dem propagandistisch überhöhten Heldenkult. Während der erste Pol – der Gulag – der Disziplinierung und Liquidierung diente, die sich tatsächlich oder scheinbar gegen den Sozialismus stellten, wurde der andere – der Heldenkult – als Mittel der Pädagogik eingeführt.

In der Sowjetunion wurde das pädagogisch-propagandistische Instrumentarium zur Vermittlung der heldenhaften Tugenden an Kinder und Erwachsene entwickelt und verfeinert. Geburtshelfer oder Mitbegründer des spezifisch sowjetischen Heldenbildes, das sich grundsätzlich vom klassischen, römisch-griechischen Heldenideal unterscheidet, war der Schriftsteller Maxim Gorki, der in zahlreichen Heldengeschichten das Bild eines Menschen entwarf, der über sich selbst hinauswächst und mit brennendem Herzen sein Volk aus der Verzweiflung erlöst, selbst dabei aber den Märtyrertod stirbt. An die Schülerinnen und Schüler wurden Verhaltensweisen wie Disziplin und Gehorsam vermittelt, Stolz auf die Größe und Stärke der Sowjetunion, Bewunderung von verdienten Mitgliedern der Gesellschaft, Bereitschaft zu hoher Motivation, um als Führer aus der Gruppe hervorzugehen, und Selbstlosigkeit bis zur Opferung des eigenen Lebens. Die Schule mit ihren Lehrerinnen und Lehrern, den Pionier- und Komsomolorganisationen diente nicht nur der Bildung, sondern auch dazu, die Schülerinnen und Schüler ideologisch zu formen: Immer weiter, immer höher, dem heroischen Sozialismus entgegen. Gern wurde der Einzelne in diesem Zusammenhang mit einem Schraubchen oder Weberschiffchen verglichen, das als Teil einer großen Maschinerie zur Etablierung des sozialistischen Systems beitrug. In dieser sozialistischen Zukunft würden dann alle glücklich sein. Da die Gegenwart dem Ziel nicht entsprach, mussten Durchhalte-Tugenden eingeübt werden. Im Kampf gegen den Kapitalismus ging es dabei immer um Superlative: die Größten, die Schnellsten, die Klügsten, die Ersten. In den Schulbüchern wurde gelehrt, dass alle großen Erfindungen der Menschheit aus der Sowjetunion stammten.

Erziehung anhand des sozialistischen Heldenbildes bedeutete auch gebetsmühlenartige Wiederholung des immer Gleichen. Literatur und Kunst erzählten wiederkehrend über Arbeiter, die mit brennendem Herzen das Plansoll übererfüllten und andere dazu motivierten, dasselbe zu tun. Heldenlegenden berichteten von Soldaten, die als brennende Fackeln den faschistischen Panzern entgegengelaufen seien, um sie manövrierunfähig zu machen und ihr Bataillon zu schützen. Bücher mit solchen Geschichten wurden in der Sowjetunion in hoher Auflage gedruckt, Bilder wurden gemalt, Filme gedreht. Es ist davon auszugehen, dass jeder sie kannte. Sowohl für Kinder als auch für Erwachsene gaben die Heldenbilder klare Verhaltensvorschriften und Unterscheidungen zwischen Gut und Böse, Richtig und Falsch vor. Eine Einbahnstraße, auf der sich festgefügte Verhaltensmuster prägten.

Mir scheint, dass die Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion diese Werte durchaus an ihre Kinder weitergeben. Mit einer Gruppe bayerischer Grundschullehrer sammelte ich kürzlich Begriffe, die ihre Eindrücke von Kindern beschreiben, deren Eltern und Großeltern als Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion kamen. Das Ergebnis war: „Auffällig unauffällig – sehr angepasst“, „ehrgeizig“, „fleißig“, „immer beschäftigt“, „die Eltern haben ein hohes Anspruchsdenken“, „hohe Forderungen an die Lehrer“.

Auch in unserem Nachhilfeprojekt „Lernträume“ kommen immer wieder russlanddeutsche Eltern auf uns zu, die ihre frisch eingeschulten Kinder zum Englischunterricht, zur Mathematiknachhilfe oder zum Deutschunterricht anmelden wollen. Nach unserer Erfahrung lassen sich russlanddeutsche Eltern, die solche Pläne hegen, zwar abwimmeln, aber nicht davon überzeugen, dass sich Kinder zuerst in die Schule hineinfinden dürfen, bevor sie zusätzlichen Leistungsansprüchen gerecht werden können. Wenn die Eltern in unserem kostengünstigen kirchlichen Ehrenamtsprojekt keine Resonanz finden, suchen sie russische Anbieter von Förderunterricht auf, denen sie viel Geld dafür bezahlen, damit ihre Kinder dem Schulstoff immer eine Nasenlänge voraus sind. So können Kinder aus russlanddeutschen Elternhäusern bei der Einschulung häufig bereits schreiben, lesen und ein wenig rechnen, wie es in der Sowjetunion üblich war.

Es ist auffällig, dass russlanddeutsche Eltern sich weit überdurchschnittlich darum bemühen, ihre Kinder zu fördern. Dabei ist eine große Anstrengung spürbar. Viele Familien scheuen weder Geld noch Mühe, um ihre Kinder für Spitzenpositionen in Klasse und Beruf zu befähigen. Es gibt Mütter, die einen Nebenjob annehmen, um Förderunterricht für ihre Kinder bezahlen zu können, obwohl deren Lernerfolg gar nicht gefährdet ist. Klavierstunden, Sportunterricht, kindgerechte Vorlesungen über außerschulische Wissensgebiete kommen noch dazu. Und was Ehrenamtliche genauso staunen lässt wie Lehrer: Die meisten russlanddeutschen Kinder lassen sich wirklich zu dieser Mehrarbeit motivieren, kommen pünktlich zu all diesen Unternehmungen und schreiben in der Schule hervorragende Noten.

Ich meine hier die Tugenden wiederzuerkennen, die in der Sowjetunion durch Heldenpädagogik vermittelt wurden: Leistungsbereitschaft, Selbstüberwindung, Selbstlosigkeit, Disziplin. Offenbar gelingt es einigen russlanddeutschen Familien, diese Tugenden an ihre Nachfahren weiterzugeben, sodass die Kinder zu kleinen Alltagshelden werden. Kürzlich hörte ich ein Gespräch unter Ehrenamtlichen mit an, die einen Grundschüler bewundern, weil er zwei Klassen übersprungen hatte und damit von der ersten in die vierte Klasse

versetzt worden war. Eine steile Karriere, aber was dabei auf der Strecke bleiben kann, sind Selbstbestimmung, Selbsterprobung, freie Selbstentfaltung, Selbstvergewisserung, Selbstverantwortung.

Vor ein paar Jahren kam ein junger Mann mit russlanddeutschen Wurzeln zu mir. Er war Mitte zwanzig, arbeitslos und auf der Suche nach seinem Lebensweg. Ich nenne ihn hier Eugen. Als Jüngster in der Familie hatte er im Gegensatz zu seinen älteren Geschwistern die Schule in Deutschland abgeschlossen und war von seinen Eltern dazu überredet worden, Elektriker zu werden: Mit einem handfesten Männerberuf würde er Geld verdienen und innerhalb der Familie manches ausrichten können. Eugen mochte seinen Beruf nicht, hatte mit Ach und Krach abgeschlossen und wurde nach der Lehrzeit nicht weiterbeschäftigt. Es begann eine Zeit des Versagens und der Selbstzweifel. Nach einiger Zeit als Ein-Euro-Jobber in unserem Projekt und zahlreichen Gesprächen sowie Praktika in sozialen Einrichtungen wurde ihm klar, was er eigentlich tun wollte: Er wurde Erzieher. Es war schwer für ihn, diesen Berufswunsch gegenüber seiner Familie zu verteidigen. Und es dauerte lange, bis er sich selbst die Erlaubnis zum „Anderssein“ geben konnte.

Wie schwer es ist, in einem engen Verhaltenskorridor vor sich selbst und den anderen zu bestehen, wird mir immer wieder in Klientengesprächen vor Augen geführt: Eine Frau, die als Kind eine lebensbedrohliche Krankheit durchstand, von der sie dank hervorragender Ärzte in Deutschland geheilt wurde, macht sich 20 Jahre später zum Vorwurf, dass ihr Leben anders verlaufe als das ihrer Bekannten und Freunde. Sie stehe mit ihnen nicht auf „derselben Stufe“. Wenn es im Leben nur zwei Optionen zu geben scheint und es vermeintlich darauf ankommt, das Richtige – Heldenhafte – oder eben das Falsche zu tun, dann kann sich offenbar schnell ein Abgrund des Versagens auftun. Besonders russlanddeutsche Männer neigen zu radikalen Entscheidungen, wenn sie das Gefühl haben, vor sich selbst und anderen nicht mehr bestehen zu können. Vor etwa zehn Jahren zeigte eine Untersuchung, dass die Selbstmordrate bei jungen russlanddeutschen Männern zwischen 17 und 25 Jahren doppelt so hoch war wie bei deutschdeutschen jungen Männern. Auch mir erzählten verwaiste Eltern vom Freitod ihrer Kinder: Einer der jungen Männer hatte in der Lebensmittelindustrie gearbeitet. Als sich herausstellte, dass er an Aids erkrankt war, sprang er von einer Autobahnbrücke.

Vielen Russlanddeutschen wurde der Einstieg in ein gelingendes Berufsleben durch Integrationsbarrieren erschwert. Damit inszeniert sich für die russlanddeutsche Community ein großes „Déjà-vu“. Denn diese Diskriminierung ihrer Fähigkeiten aus nationalistischen Gründen kannten die Russlanddeutschen bereits aus der Sowjetunion.

Pawel Schiff ist einer der Ehrenamtlichen meines Projektes. Als ältester Sohn der Familie musste er sich in der Zeit der Verbannung um die Geschwister kümmern, weil die Eltern in Arbeitskolonnen eingezogen worden waren. Sein Lehrer schenkte ihm einen Mantel, damit er im Winter überhaupt zur Schule gehen konnte. Trotz der widrigen und traurigen Lebensbedingungen lernte Pawel in der Schule sehr gut und studierte später Ingenieurwissenschaften. Sein Leben lang arbeitete er in der Leitung eines großen Kombinats, das Kraftwerke in Gang setzte. Als Kollege wurde er geachtet und war in kritischen Situationen ein fragter Ansprechpartner. So weit hatte ihn sein Fleiß gebracht. Dass ihm nie die

Leitung eines Kollektivs übertragen wurde, ärgerte ihn. Verletzt aber fühlt er sich bis heute durch die Absage, die er erhielt, als er sich zum Bau des Atomkraftwerks in Tschernobyl meldete. Der Grund: Er sei Deutscher.

Tröstende Worte, es sei am Ende besser gewesen, nicht in Tschernobyl zu arbeiten, lässt er nicht gelten, denn sie widersprechen seiner Lebensphilosophie: Er hatte sich aus dem Nichts herausgearbeitet, hatte als Kraftwerksingenieur zur Industrialisierung der Sowjetunion beigetragen. Sein Selbstbild ist das eines Helden der Arbeit. Er wäre lieber als Held bei den Löscharbeiten in Tschernobyl ums Leben gekommen, als die Geringschätzung seiner Fachkenntnisse aufgrund nationalistischer Erwägungen hinnehmen zu müssen und zu einem Feind des Volkes erniedrigt zu werden. Zurück blieb ein Gefühl des Ungenügens und der Ungerechtigkeit. Dies war sein Grund, nach Deutschland zu gehen und als Deutscher unter Deutschen leben zu wollen. Unglücklicherweise wurde das Gefühl des Ungenügens auch in Deutschland genährt: Hier wurden ihm – wie allen Russlanddeutschen – nur 60 Prozent der Rentenbezüge zugestanden und auf der Straße wurde er als Russe bezeichnet.

Pawel Schiff hilft seinen Enkelkindern, wo er nur kann, und setzt sich auch als Nachhilfelehrer für Mathematik in unserem Projekt für andere russlanddeutsche Kinder ein. Er will, dass sie im Schulunterricht erfolgreich sind und an allen Fördermöglichkeiten teilnehmen, die die Umgebung bietet. Er will verhindern, dass ihr Lebenserfolg an irgendwelchen Barrieren scheitert, wie er es in der Sowjetunion erleben musste und seine Kinder in Deutschland. Russlanddeutsche Zuwanderer kamen ohne Kapital und Ersparnisse in Deutschland an. Wer in einer solchen Situation nicht aufgibt, kommt nur mit Fleiß, Bescheidenheit und Ausdauer voran. Die Eigenschaft, sich gegen Widerstände durchbeißen zu können, gehört zur Familien- und Gruppenkultur der Russlanddeutschen, zu dem, was ihre „Schicksalsgemeinschaft“ für sie bedeutet. Das Thema hat sie aus der einen Gesellschaftsform in die andere begleitet. Die Heldentugenden, die sie hier in Deutschland brauchten, um sich zu integrieren, hatten sie bereits aus der Sowjetunion mitgebracht. Es ist verständlich, dass in dieser Situation jeder Prominente – ob Sängerin, Pianistin, Fußballstar oder genialer Schüler – von seinen Landsleuten als Bestätigung dafür gefeiert wird, dass die Überwindung aller Barrieren möglich ist: „Immer höher – immer weiter.“ Im kapitalistischen Deutschland ist das Credo, das in der Sowjetunion zum heroischen Sozialismus führen sollte, ein Synonym für Aufsteigermentalität.

III.3. Doppelte Realität

„ВНИМАНИЕ! ЭТО ВОЙНА! Изнасилована 13-летняя девочка в Берлине. Продажная власть и её верные псы полиция всячески пытаются замылить этот факт. Пресса молчит уже неделю ...“

„Achtung! Es ist Krieg! Es wurde ein 13-jähriges Mädchen in Berlin vergewaltigt. Die gekaufte Regierung und ihre Kettenhunde, die Polizei, sind emsig bemüht, diese Tatsache zu vertuschen. Die Presse schweigt schon seit einer Woche. Am Sonntag, dem 24. Januar 2016, 14 bis 16 Uhr versammelt sich die gesamte russischsprachige Bevölkerung auf den

Hauptplätzen oder vor den Rathäusern aller Städte und Gemeinden Deutschlands, alle zusammen, ob klein oder groß, zur selben Zeit. Diejenigen, die diesen Aufruf ignorieren, müssen sich für die Vergewaltigung schuldig fühlen. Das ist das erste friedliche Projekt zur Warnung der Mächtigen. Wir stehen am Wendepunkt. Wenn wir uns nicht zusammenschließen und Deutschland nicht verteidigen, dann wird man uns wie Ratten zerquetschen, jeden in seinem eigenen Loch. Schicken Sie diese Nachricht weiter und teilen Sie sie, damit es alle in einer Woche wissen.“

Was hier die Wortwahl der Wehraufrufe der Sowjetarmee während des Zweiten Weltkriegs bemüht, wurde am 16. und 17. Januar 2016 in den russischsprachigen sozialen Netzwerken in Deutschland verbreitet. Bedrohungsfantasien, Ekel, Aggression, Schuldgefühl wurden hier zusammen mit der Anklage „Die Presse schweigt schon seit einer Woche“ zu einem verbalen Faustschlag geballt. Die Öffnung der Grenzen für syrische Flüchtlinge wurde umgedeutet zu einem Schlag der deutschen Regierung gegen die russlanddeutsche Bevölkerung.

Obwohl die Nachricht ohne Unterschrift und Absender keinem Urheber zuzuordnen war, wurde der russische Originaltext in Nürnberg wie in ganz Deutschland von unzähligen Russischsprachigen weitergeschickt. Auch Menschen aus meinem Arbeitsumfeld teilten den Aufruf über WhatsApp. Die Aufregung war deutlich zu spüren. Weil die Polizei angeblich Tatsachen vertuschte, die Mächtigen irgendetwas taten, wogegen man sich wehren müsse, und die Presse schwieg, wurde zum Protest aufgerufen. Der Text schürte bewusst Angst. Der Alarmruf lautete: Wir werden belogen. Es wird uns etwas verschwiegen. Es geschieht etwas hinter der schönen Fassade Deutschlands, das wir nicht wissen. Dieser Ton wurde offenbar von vielen emotional aufgenommen – sie leiteten die Nachricht weiter. Nach meiner Erfahrung spielten Bildung, Geschlecht, Familienstand oder eine erkennbare politische Überzeugung dabei keine Rolle. Natürlich gab es auch andere, die sich nicht instrumentalisieren lassen wollten, und jene, die spontan durchschauten, was wir heute wissen: Die Nachricht wurde mithilfe russischer staatlicher Fernsehsender aus Russland lanciert.

Dass ein erheblicher Teil der russlanddeutschen und russischsprachigen Bevölkerung auf die Nachricht emotional reagierte, liegt wohl in einer alten, in den Köpfen der ehemaligen Bewohner der Sowjetunion verankerten Erfahrung begründet: der doppelten Realität. Die eine Realität sieht wunderbar aus, scheinbar ist alles um uns herum in Ordnung. Aber in der anderen Realität kann Gefahr lauern: Politiker im Verbund mit Polizei und Geheimdienst können jederzeit Entscheidungen treffen und umsetzen, die auf das Schicksal der Bevölkerung keine Rücksicht nehmen und Lebenswege willkürlich verändern oder beenden können.

Die Eltern derjenigen, die im Frühjahr 2016 tatsächlich zu den Demos gingen, sind in Familien groß geworden, in denen die bitteren Folgen des Gulag noch genauso präsent waren wie die Propaganda über den unaufhaltsamen Erfolg und Fortschritt des Sozialismus. Doppelte Realität wie zwei Seiten einer Medaille: die erste alltäglich präsent in Gestalt ehemaliger Häftlinge und Angehöriger, in Form flüsternd weitergegebener Erfahrungen oder spürbar als Unsicherheit und Furcht; die zweite propagiert als vollkommene Schönheit,

Freude und Glück für alle und als unaufhaltsame Bewegung in ein besseres Leben: auch die Forderung an jeden Einzelnen, ein Held zu sein und nach einem Dasein als Schraubchen und Weberschiffchen in der Maschinerie zu streben, die dem Sozialismus zum Sieg ver helfe. Hintergrund dieses Gedankengebäudes ist der „Klassenkampf“, der Kampf des ausgebeuteten Proletariats gegen den Kapitalismus. Die revolutionäre Verheißung lautete, nach dem Sieg über den Kapitalismus werde für alle ein wunderbares Leben in Freiheit und Gleichheit beginnen. Ob Oktoberrevolution oder Zweiter Weltkrieg – jahrzehntelang wurden die errungenen Erfolge als Sieg im Sinne dieser Zukunft interpretiert.

Wortwahl und Duktus des Demonstrationsaufrufs im Frühjahr 2016 knüpften an diese Zeit an. Mit verbalen Rückgriffen auf den revolutionären Kampf wurden Menschen zu Demonstrationen gelockt, die landauf, landab von deutschen Rechtsradikalen mitbestimmt, an manchen Orten sogar dominiert wurden. Manche Russlanddeutsche, die die ersten Demonstrationen besuchten, fanden sich auf der Seite des ehemaligen Klassenfeindes wieder. Sie bemerkten den Betrug mit Entsetzen: Sie waren der Rhetorik der doppelten Realität mit verdrehten Vorzeichen aufgesessen und auf der Seite der Neonazis gelandet.

Ebenfalls musste die aktuelle Berichterstattung in den sowjetischen Medien einer ständigen Prüfung unterzogen werden – auch hier stand offizielle Wahrheit gegen Realität. Die erste Frage war immer: Wer schreibt welche Details in welcher Zeitung? Eine ständige Suche nach der Wahrheit, der eine tiefe Verunsicherung zugrunde lag. Halt und Sicherheit gegen das Gefühl – oder auch das Wissen –, mit Unwahrheiten abgespeist zu werden, konnten nur eigene Recherchen geben. Diejenigen, die dazu nicht politisiert oder nicht mutig genug waren, fanden Halt in der klassischen Literatur, in Mathematik und Naturwissenschaften. Hier konnte nichts verdreht werden.

Obwohl in Deutschland viele verschiedene Printerzeugnisse, Radio- und Fernsehsender zur Verfügung stehen, ist zu fragen, warum sich viele Russlanddeutsche der ersten und zweiten Generation trotz ihres Misstrauens von russischen Medien informieren lassen. Sie wissen, dass die großen Zeitungen „Prawda“ und „Izwestija“ genauso wenig den kritischen Journalismus vertreten wie die kleineren Zeitungen, das Radio und das Fernsehen. Sie wissen, dass die Berichterstattung nicht der Analyse und dem fragenden Verstehen, sondern der Propagierung staatlicher Entscheidungen dient. Vor diesem Hintergrund ist der Satz des Aufrufs zu verstehen, dass die Presse seit Wochen schweige. Unsinnig aber ist diese Klage in der deutschen Presselandschaft, auf die er sich bezieht.

Dass viele Russlanddeutsche die deutsche Medienlandschaft weniger wahrnehmen als die russische, mag einerseits in der älteren Generation an der Sprache liegen. Eine Sprache zu sprechen und im Alltag zu verstehen bedeutet nicht, auch die kompakte Sprache von Journalisten entschlüsseln zu können. Implizite Zitate und Rückgriffe zu begreifen, erfordert Nachfragen und Nachschlagen. Im Familienalltag haben dazu die wenigsten Zeit, Kraft und Geduld. Ein anderer Grund mögen eingeübte Muster sein, nach denen Medien konsumiert werden. Eine Fernsehsendung zu schauen, die man schon immer geschaut hat, vermittelt Sicherheit und Geborgenheit. Vielleicht ist sie auch eine Art Brücke zu den Daheimgebliebenen. Darüber hinaus spielen wahrscheinlich auch eingeübte Welterklärungsmuster eine Rolle: Während die zwei Welten der doppelten Realität in der russischen

Presse unterschieden werden können, lässt sich die deutsche Presselandschaft schwer einschätzen. Damit befinden sich Russlanddeutsche der ersten und zweiten Generation in einem Dilemma: Sie sind auch in Deutschland auf eine Presselandschaft angewiesen, in die sie kein Vertrauen haben, weil sie sich die deutschsprachigen Medien nicht erschließen können. Das Dilemma ist, dass die sozialen Medien sehr viel ungenauere, schlecht recherchierte und einseitige Informationen liefern.

Deutschland ist kein Paradies. Auch hier gibt es Ungerechtigkeit und Doppelbödigkeit. Für Russlanddeutschen war die Integration in Deutschland vielfach von Barrieren geprägt: von der oft jahrelangen Prozedur der Aufnahmeformalitäten über die Teilnahme an Integrationsmaßnahmen bis zur Nicht-Anerkennung von Berufsausbildung und geleisteten Arbeitsjahren. Beim Umschiffen der Schwierigkeiten zeigte sich die große Erfahrung der Russlanddeutschen mit doppelten Realitäten, die sie aus der Sowjetunion mitgebracht hatten.

Als Emma Schmid 1993 mit ihrer Familie aus Kirgisistan nach Oberbayern kam, räumten die staatlichen Integrationsmaßnahmen für Spätaussiedler ihr und ihren Familienangehörigen unterschiedliche Chancen ein: Spätaussiedler werden gemäß ihrer Abstammung den Paragrafen 4, 7 und 8 des Bundesvertriebenengesetzes zugeordnet. Menschen mit Zuordnung zu Paragraf 4 wird die Spätaussiedlereigenschaft zuerkannt, weil sie ihre deutsche Abstammung sowie ihre Nähe zu deutscher Kultur und Sprache nachweisen konnten und einen Antrag auf Spätaussiedleranererkennung für sich und ihre Familie in Deutschland stellen. Die direkten Angehörigen, Ehepartner und Kinder werden Paragraf 7 zugeordnet. Weitere Angehörige wie etwa Schwiegerkinder werden dem Paragrafen 8 zugeordnet und gelten damit als Ausländer.

Soweit Emma Schmid in ihrer Familiengeschichte zurückblicken kann, gibt es dort ausschließlich Deutsche. In Kirgisistan arbeitete sie als Deutschlehrerin. Den Antrag auf Spätaussiedlerzuwanderung hat sie für sich, ihren russischen Ehemann, zwei Kinder und eine Schwiegertochter in Kirgisistan und Deutschland durchgeföhchten. Sie führte lange Diskussionen in der Familie und überzeugte schließlich auch die Schwiegertochter, eine Mathematiklehrerin, ihre Herkunftsfamilie zurückzulassen und mit nach Deutschland zu gehen. Andernfalls wäre Emma Schmid's Sohn nicht mitgereist. In Deutschland angekommen, mussten sie, ihr Mann und ihre Kinder einen halbjährigen Sprachkurs besuchen, wo sich Mutter und Kinder langweilten. Die Schwiegertochter, die den Sprachkurs benötigt hätte, durfte nicht teilnehmen. Dass Emma Schmid in dieser Situation ihr Lehrbuch nutzte, um ihrer Schwiegertochter am Abend Einzelunterricht zu erteilen, war für sie selbstverständlich. Auch nahm sie selbst keine Arbeit an, um die Schwiegertochter unterstützen zu können, bis diese eine Ausbildung und einen Arbeitsplatz hätte. Als alle Angehörigen einer Erwerbstätigkeit nachgingen, kümmerte sich Emma Schmid um die inzwischen geborenen Enkel.

In anderen russlanddeutschen Familien und christlichen Gemeinden werden Häuser mit gegenseitiger Hilfe errichtet, Autos gemeinsam finanziert, pflegebedürftige Alte, auch Demente, gepflegt. Zu Beerdigungen und anderen Familienfesten nehmen die Verwandten selbstverständlich weite Wege auf sich. Damit eine solche Familiengemeinschaft Hand in Hand gelingt, müssen die Familien eng zusammenhalten, nah beieinander wohnen und

sich über Erziehungsinhalte einig sein. Es ist bewundernswert, wie gut dieses Familienkonzept in vielen Fällen trägt.

In der Sowjetunion war der logische Schluss aus Desinformation, Unsicherheit und Diskriminierung für die große Mehrzahl der Russlanddeutschen der Rückzug in die Privatheit. Die Familie bot Sicherheit und Struktur und damit Entfaltungsspielräume und Hilfestellungen. Das äußere Leben aber barg unkalkulierbare Gefahren und Demütigungen. Auch in Deutschland sind diese Strukturen in russlanddeutschen Familien erhalten geblieben.

Eine andere Folge des Lebens in der doppelten Realität war die äußere Anpassung bei gleichzeitiger schweigender Opposition. Die Unveränderbarkeit der politischen Situation führte wie in anderen diktatorischen Systemen auch dazu, dass Menschen sich scheinbar einverstanden in die Strukturen einfügten, innerlich aber auf Distanz gingen. Auch in Deutschland war es wieder nötig, doppelte Realitäten zu zähmen: Offiziell ordnet man sich ein, um den Strukturen Genüge zu tun. Im Privaten aber tut man, was für das eigene Leben sinnvoll und notwendig ist. Distanz zu Staat und Gesellschaft ist wieder die Folge. Vielleicht ist auch das ein Grund, warum Russlanddeutsche nur schwer für eine Mitarbeit in Politik und Gesellschaft zu gewinnen sind. Die Schutzhaltung des Apolitischen und Privaten überwiegt. Selbst die eigene Interessenvertretung, die Landsmannschaft, findet nur mit Mühe Mitarbeiter.

Herausgerissen aus dem alten Leben und sehr halbherzig willkommen in den neuen Zusammenhängen: Das ist ein großes Problem. Die Deutschen in der Sowjetunion waren an die Janusköpfigkeit von Bürokratie und Gesetzgebung gewöhnt. Immer wieder mussten sie dort erleben, dass andere selbstverständlich erhielten, was ihnen aufgrund ihrer deutschen Nationalität versagt wurde. Doppelte Realität: Für den einen gilt, was für einen anderen nicht gilt.

Misstrauen und Angst, die sich durch diese Erlebnisse tief eingepägt haben, wurden nach Deutschland mitgebracht. Oft höre ich während der Beratungen, dass sich jemand belogen fühlt, dass jemand das Gefühl hat, ihm würde etwas vorenthalten. Immer wieder schwingt Aufregung mit und Anwälte werden engagiert, obwohl bürokratische Angelegenheiten einfach geregelt werden könnten. Auf amtliche Formulare, die leider oft in unverständlichem Deutsch formuliert sind, reagieren viele Klienten mit deutlichen Anzeichen von Stress. Immer wieder gibt es auch Gerüchte, dass ein anderer Mensch mehr bewilligt bekommen habe als ein anderer. Häufig werden intensive Bemühungen gestartet, um ebenfalls Nutznießer dieser Leistung zu werden. Und alte Erfahrungen kommen wieder an die Oberfläche: Wenn das erste Amt ablehnt, frage das zweite. Wenn man dir die Tür weist, komm durch die andere wieder herein. Auf Sozialberater und Verwaltungsangestellte wirkt dieses Verhalten oft unverschämt. Für die Betroffenen aber ist es ein Versuch, die zwei Realitäten zusammenzubringen und endlich nicht mehr benachteiligt zu sein: eine Suche nach Gerechtigkeit und Sicherheit.

Literatur:

Sabine Arnold: *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat*, Bochum 1998.

Cornelia Dehner-Rau, Luise Reddemann: *Trauma: Folgen erkennen, überwinden und an ihnen wachsen*, Stuttgart 2004.

Hans Günther: *Der sozialistische Übermensch. Maxim Gorki und der sowjetische Heldenmythos*, Stuttgart/Weimar 1993.

Michaela Huber, Reinhard Plassmann: *Transgenerationale Traumatisierung*, Paderborn 2012.

Dr. Sabine Arnold ist seit 2007 Projektleiterin „Aussiedlerseelsorge“ der SinN-Stiftung in Nürnberg und Vorstandsmitglied der Aussiedlerseelsorge der EKD. Die Historikerin, Slawistin und Traumafachberaterin i. A. arbeitete von 1990 bis 1994 wissenschaftlich und journalistisch in Moskau und anschließend mehrere Jahre als Journalistin für ARTE sowie den Deutschlandfunk.

IV. Umgang mit kommunistischen Diktaturerfahrungen

IV.1. Alltagskommunikation

Jeder Mensch, egal wo er geboren wurde und wie weit er sich in seinem Leben vom Ort seiner Geburt entfernt, trägt seine Geschichte mit sich. Bleibt ein Mensch in seiner Heimat, kann er davon ausgehen, dass die meisten Menschen um ihn herum seine Geschichte kennen. Sie wird verstanden, weil viele eine ähnliche Geschichte erlebt haben. Mit der Migration in ein anderes Land wird dieser Zusammenhang durchbrochen. Dies hat Folgen für das alltägliche Zusammenleben, wie das Beispiel der aus Ost- und Südosteuropa zugewanderten Menschen zeigt. Zum einen, weil sich viele aus dieser Gruppe ihres „unsichtbaren Gepäcks“ nicht immer bewusst sind. Zum anderen, weil die aufnehmende Gesellschaft nicht immer ein ausgeprägtes Interesse an diesen Erinnerungen, Geschichtsbildern, Familiengeschichten und kulturellen Prägungen zeigt.

Ein Patentrezept dafür, wie mit diesem Befund umgegangen werden kann, gibt es nicht. Grundlegend sind aber einige Punkte, die nicht nur zwischen Zuwanderern und Einheimischen, sondern in jeglicher Form der Alltagskommunikation angebracht sind. Es gilt:

- auf Augenhöhe miteinander zu kommunizieren,
- einander zuzuhören und die Ansichten des anderen zunächst zu akzeptieren, auch wenn es nicht die eigenen sind. (In einem zweiten Schritt können die Gründe erfragt werden, wie jemand zu seiner Ansicht kommt,
- Lebensgeschichten und erfahrenes Leid zu würdigen und
- Formen gerechter Teilhabe zu finden.

Kommunikation auf **Augenhöhe** ist im Zusammenleben und -arbeiten mit zugewanderten Menschen eine besondere Komponente und Grundlage der Inklusion. Kommunikation auf Augenhöhe bedeutet die jeweilige individuelle Geschichte wahrzunehmen, die das Gegenüber zu dem gemacht hat, was es jetzt ist. Möglichkeiten der Gestaltung des eigenen Lebens waren im Kommunismus deutlich reglementiert. Berufliche Träume und Karrieren umzusetzen gelang nur wenigen. Darum schafft das Kennenlernen von Lebenswegen Nähe und Verständnis für den anderen und seine Lebenswelt und kann helfen, Vorurteile abzubauen. Grundsätzlich ist die Kommunikation auf Augenhöhe eine innere Haltung, die Wertschätzung ausdrückt. Sie gilt für alle Facetten des täglichen Lebens.

Ein Element der Kommunikation auf Augenhöhe ist die **Zweisprachigkeit**. Oftmals sprechen (Spät-) Aussiedler der ersten Generation ein antiquiertes Deutsch, angeheiratete Mitreisende sprechen mitunter gar kein Deutsch. Erst für ihre Kinder und Enkel, die in Deutschland zur Schule gegangen sind, ist Deutsch die erste oder zweite Muttersprache. Es steht außer Frage, dass die Sprache der wichtigste Schlüssel zur Integration ist. Zugleich braucht jeder Mensch eine Sprache (zumeist die Muttersprache), in der er beheimatet ist. Zugewanderte mit geringen Deutschkenntnissen sollen an der Gesellschaft teilhaben

können. Vor allem auf lokaler Ebene empfiehlt sich die Zweisprachigkeit als zusätzliche Option. Einladungen, Gemeindebriefe und Wegbeschreibungen können mit geringem Aufwand zweisprachig gedruckt werden. Dolmetscherinnen und Dolmetscher übersetzen auf kommunalen Veranstaltungen.

Kommunikation auf Augenhöhe heißt auch zuhören zu können. Gegenüber den Erfahrungen von Menschen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen aus den Ländern Ost- und Südosteuropas und der DDR ist es angebracht, eine **Kultur des Zuhörens** neu zu schaffen. Dabei sollte berücksichtigt werden, dass der erzählende, biografische Zugang etwas typisch Westliches ist, hingegen in Osteuropa wenig verbreitet und eingeübt war. Die Erklärung dafür liegt unter anderem darin, dass die kommunistische Diktatur das Kollektive über das Individuum und die individuelle Erfahrung stellt. Nach dem Zweiten Weltkrieg brauchte es in Deutschland Jahrzehnte, bis sich eine Kultur des Zuhörens und der Wertschätzung von Menschen mit Kriegserfahrungen etabliert hatte. Auch im Bereich kommunistischer Diktaturerfahrungen ist diese neue Kultur des Zuhörens ratsam.

Gerade in interkulturellen Zusammenhängen können wir auf unterschiedliche Wertmaßstäbe treffen. So sind mitunter für manche Menschen aus Ost- und Südosteuropa einstige Helden bis heute Orientierungspunkte, kommunistische Feiertage werden weiter zelebriert oder damalige Wertmaßstäbe für Stärke, Macht und Vaterland werden auf heutige politische Systeme übertragen. Der Heroismus, der als Wert den Sozialismus mitbestimmte, lässt sich für viele Menschen in einer postheroischen Gesellschaft, in der Helden nicht mehr nötig sind, nur schwer abstreifen. Im interkulturellen Zusammenleben geht es in erster Linie darum, andere Einstellungen zunächst stehen zu lassen, sie anzunehmen, sie zu hinterfragen und die darunterliegenden Erfahrungen, Ängste und Bedürfnisse zu erkennen. Jeder sollte seine eigenen Ansichten vertreten, **jedoch nicht gegen andere Einstellungen moralisieren**. Es kann passieren, dass die Bewertung der eigenen Geschichte positiver ausfällt, als andere es empfinden. Auch **kommunistische Diktaturerfahrungen können positiv** sein. Die familiäre und nachbarschaftliche Nähe im Kommunismus wird beispielsweise häufig positiv erinnert. Sie ist als Reaktion auf die politische Durchherrschung der Gesellschaft mit dem Rückzug ins Private zu erklären. Diese individuellen Erinnerungen, die vielfach auch von Menschen aus der ehemaligen DDR überliefert werden, haben das Recht, anerkannt zu werden. Auch wenn die persönlichen Erkenntnisse und Wertmaßstäbe des Zuhörenden andere sind. Solche eigenen (gegenteiligen) Erfahrungen des Zuhörers können auch mitgeteilt werden.

Menschen aus Ost- und Südosteuropa, die in Deutschland leben, möchten als Personen mit einer eigenen Geschichte wahrgenommen werden. Sie wollen nicht auf ihren Migrant- und Opferstatus reduziert werden. Darum hat die aufnehmende Gesellschaft die Aufgabe, die Migrationsleistung anzuerkennen sowie das in der kommunistischen Diktatur durch Repressionen erlittene Leid zu würdigen. Darüber hinaus sollten die anderen Facetten der Lebensgeschichten erfragt und gewürdigt werden.¹

¹ In diesem Zusammenhang soll darauf hingewiesen werden, dass DDR-Bürger nach dem Fall der Mauer nicht nur Freiheit und Demokratie gewonnen, sondern auch ein vertrautes System verloren haben, in dem sie ihr Leben und ihren Alltag eingerichtet hatten. Nach der Wiedervereinigung machten Sie bestimmte Erfahrungen als Minderheit in einem Land, dessen System ihnen weitestgehend fremd war. Es gilt, ihre Lebensleistung anzuerkennen und ihnen in der Gesellschaft für ihre Fragen und Bedürfnisse Gehör zu geben. Gleichzeitig gelten die Impulse und Vorschläge dieser Publikation nur in Tendenz für Menschen aus Ostdeutschland. Ihre kommunistischen Diktaturerfahrungen sind nicht deckungsgleich beispielsweise mit denen der Russlanddeutschen. [Stand: 06.09.2017]

„Die Angst haben wir mit der Muttermilch aufgenommen. Es ist die Angst, zwischen die Stühle zu geraten“, sagte ein russlanddeutscher Mann mittleren Alters, der seit vielen Jahren in Deutschland lebt, auf einer Podiumsdiskussion. Er beschrieb die Angst vieler Menschen aus Osteuropa, mit einer öffentlich gezeigten Haltung oder einer kontroversen Meinung zwischen zwei Fronten zu stehen. Er berichtete von der Furcht vieler Migrantinnen und Migranten aus Osteuropa, die Politik oder die gesellschaftliche Situation könnten sich ändern, die eigene Meinung oder das politische Engagement könnten zum Nachteil werden und Konsequenzen nach sich ziehen. Bisher wurde es als sicher erachtet, in der Öffentlichkeit nicht aufzufallen und still zu sein. Darum halten sich viele Menschen aus Ost- und Südosteuropa im politischen Engagement bis heute eher zurück. Engagements in den eigenen Vereinen/Communities oder im sportlichen Bereich sind davon jedoch nicht betroffen.

Demokratie lebt vom voraussetzungsfreien Austausch von Argument und Gegenargument. Gegenrede ist nicht strafbar – im Gegenteil, sie ist sogar notwendig. Eine Aufgabe der aufnehmenden Gesellschaft für die Beheimatung hinzukommender Menschen ist es, **angstfreies Handeln zu ermöglichen**. Aber auch Menschen aus der ehemaligen DDR berichten mitunter noch von einem Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen und ehrenamtlichem Engagement, weil dies früher meist erzwungen war. Bis heute engagieren sich in den ostdeutschen Bundesländern deutlich weniger Menschen ehrenamtlich als in Westdeutschland.² In allen Fällen bilden die eigene Community oder das Zuhause einen vermeintlich sicheren Schutzraum vor Gesellschaft und Politik.

Eine Voraussetzung für Partizipation ist es, **angstfreie Teilhabe und angstfreies Engagement erlebbar zu machen**. Dafür braucht es geeignete Botschafterinnen und Botschafter. Vor allem Jugendliche, die in beiden Kulturen beheimatet sind und in der Regel ihre Mutter- und die deutsche Sprache gleich gut beherrschen, Lehrer und Multiplikatorinnen mit Migrationshintergrund sowie Angehörige ethnischer Gruppen, die parteipolitisch engagiert oder Mandatsträger sind, können diese **Vermittlerrolle** für ein politisches Engagement oder ein Ehrenamt übernehmen. Sie leben politisches Interesse für verschiedene Altersklassen vor, sie machen Teilhabe praktisch im Alltag erlebbar und tragen somit die Idee in die ethnischen Gruppen hinein. Wichtig ist dabei immer wieder der direkte, persönliche Kontakt zu ethnischen Gruppen und Communities. Anhand des eigenen Lebenslaufes kann verdeutlicht werden, dass Engagement persönlichen und gesellschaftlichen Gewinn bringt.

² Simonson/Vogel/Tesch-Römer.

IV.2. Bildungsarbeit

Gemeinsames Erinnern

Ein wichtiger Ansatzpunkt für Bildungsarbeit ist das **gemeinsame Erinnern**. Hier ist es hilfreich, das Spektrum zu erweitern. Unsere Integrationskultur vollzieht sich im Wesentlichen durch Erinnerungsgemeinschaften. Das sinnbildliche Miterinnern, obwohl die eigene Erfahrung oder der eigene Bezug zum Ereignis fehlen, ist Teil der Inklusion. Es gibt Möglichkeiten, den unterschiedlichen Erinnerungen in der Jugend- und Erwachsenenbildungsarbeit einen Raum zu geben. Die Vielfalt des Erinnerns kann über das Feiern verschiedener Gedenktage sichtbar werden, etwa des 9. Mai (Tag des Großen Vaterländischen Krieges) oder anderer in den vorhergehenden Texten erwähnter kommunistischer Feiertage für Menschen aus den ehemaligen Staaten der Sowjetunion. Dieses Erinnern und Feiern gehört zum unsichtbaren Gepäck, das Menschen aus Ost- und Südosteuropa mitbringen. Es gibt verschiedene Wege, diese auf lokaler Ebene oder auch wissenschaftlich sichtbar zu machen:

Erzählcafés bieten die Möglichkeit, Geschichte lebendig werden zu lassen, indem Menschen durch den Austausch von Erinnerungen, Lebenserfahrungen und Wissen in den interkulturellen und generationsübergreifenden Dialog treten. Zu einem Erzählcafé kommen neugierige Menschen, die eigene Lebenserfahrungen mit anderen Menschen teilen möchten. Sie können sich über ihre Erlebnisse austauschen und diese in Beziehung zu den Schicksalen anderer setzen.¹

Lebendige Bibliotheken (Living Libraries) halten Einzug in die historisch-politische Jugend- und Erwachsenenbildung. Das Konzept der lebenden Bibliothek ist schnell erklärt: Sie ist eine innovative Veranstaltungsform, die das Ziel hat, Vorurteile aus dem Weg zu räumen und Menschen in Kontakt zu bringen, die sich sonst nie begegnen würden. Die lebendige Bibliothek funktioniert wie eine klassische Bibliothek: Menschen leihen sich für die Dauer von 30 Minuten Geschichten aus – nur dass diese nicht in Büchern stehen, sondern echte Menschen aus ihrem Leben erzählen. Das Lesen bedeutet hier ein Gespräch unter vier Augen.²

Lebensgeschichtliche Interviews fallen vor allem in den Bereich der Forschung. Die Aufgabe der Forschung liegt darin, zunächst die Arbeit an interviewbasierten Projekten auszuweiten und somit den Bestand an qualitativen Daten deutlich zu vergrößern. Eine besondere Bedeutung kommt hierbei den Interviews mit verschiedenen Migrantengenerationen zu. Auf Grundlage der Interviews lässt sich zum Beispiel die Tradierung innerfamiliärer Prägungen, Narrative, Traditionen oder Geschichtsbilder über verschiedene

¹ Weitere Informationen unter <https://de.wikipedia.org/wiki/Erzählcafé> oder unter <http://www.demokratie-vor-ort.de> „Tipps & Hilfen“.

² Mehr über die Idee und die Methode der Lebendigen Bibliothek erfahren Sie unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Living_library; http://www.wuppertaler-initiative.de/images/files/library_broschre.pdf oder in: Lebendige Bibliotheken in der historisch-politischen Jugend- und Erwachsenenbildung, herausgegeben vom Anne Frank Zentrum e. V. Berlin, Berlin 2017. Diese Handreichung kann über den Onlineshop des Anne Frank Zentrums e. V. gegen eine Schutzgebühr bestellt werden oder als PDF heruntergeladen werden unter: https://www.annefrank.de/fileadmin/Redaktion/Themenfelder/Zivilgesellschaft_staerken/Dokumente/Lebendige-Bibliothek_AFZ_2017_web.pdf [Stand: 06.09.2017]

Generationen belegen oder auch deren Verblässen. Für die historisch-politische Bildung können sich daraus Erkenntnisse für das bessere Eingehen auf junge Menschen mit Migrationsgeschichten ableiten. Es können didaktische Möglichkeiten entwickelt werden, deren speziellen Erinnerungen und Prägungen einzubeziehen und für die Geschichtsvermittlung fruchtbar zu machen.

Da Deutschland eine Migrationsgesellschaft ist, kann über eine Öffnung des Erinnerns für Menschen mit Migrationsgeschichte nachgedacht werden, zum Beispiel im Falle des Zweiten Weltkriegs. So könnte es für die Integration zugewanderter Menschen aus Ost- und Südosteuropa hilfreich sein, wenn neben der historischen Schuld der Deutschen auch der Opfer in Ost- und Südosteuropa gedacht würde. Ein solches Gedenken könnte mit dem 9. Mai verbunden werden, der in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion als Nationalfeiertag an das Ende des Krieges erinnert und sich heute zunehmend auf die familiären Opfer fokussiert. Der verbindende Gedanke wäre in diesem Fall die gemeinsame Verantwortung für die Zukunft.

Die **Vermittlung sowjetischer Geschichte** in Vorträgen und dialogischen Gesprächsformaten kann zum einen Russlanddeutschen helfen, ihre eigene Minderheitengeschichte in die größeren Zusammenhänge einzuordnen. Zum anderen können Bildungsangebote zu russischer, sowjetischer und russlanddeutscher Geschichte³ Multiplikatoren und Praktikern vor Ort ein Verständnis für ein zu selten betrachtetes Stück Geschichte eröffnen. Diese Veranstaltungen können auch in Zusammenarbeit mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen durchgeführt werden.

Kommunistische Dikturerfahrungen als Lerninhalt

Die Thematisierung von Verhaltensoptionen und Alltagsgestaltung in einer kommunistischen Diktatur ist hilfreich, denn die Beschäftigung mit kommunistischen Diktaturen bringt häufig eine Gegenüberstellung von Anpassung und Widerstand mit sich. Der Alltag in einer kommunistischen Diktatur wird somit auf zwei Verhaltensoptionen reduziert, was der komplexen Wirklichkeit nicht entspricht. So konnten sich Dissidenten, die im Untergrund tätig waren, im Beruf dafür entscheiden, eine besondere Anpassungsleistung zu erbringen, um nicht aufzufallen. Das Leben in einer Diktatur war – verkürzt – kein Leben zwischen „für“ und „wider“, sondern eine große Herausforderung im Spannungsfeld zwischen Anpassung und Widerstand. Die jeweils herrschenden Strukturen in einem Land gaben den Rahmen für die individuellen Möglichkeiten der Menschen vor. Diese Strukturen sahen in der Ära Stalin anders aus als in den 1980er-Jahren. Damit änderten sich auch die Handlungsoptionen der Menschen. Im Mittelpunkt steht die Diskussion von Verantwortungsethik und Gesinnungsethik. Als besonders geeignet in der historisch-politischen Bildung erweisen sich immer wieder persönliche Erfahrungen und Erzählansätze. Menschen unterschiedlicher Herkunft berichten über ihre Erinnerungen an bestimmte alltagsgeschichtliche Ereignisse wie den ersten Schultag, Initiationsriten, Bildungsmöglichkeiten, Freizeit- und Urlaubsgestaltung, die Ausübung

³ Literaturempfehlung: Viktor Krieger. (die Seite 68); Im Juli veröffentlichte die Bundeszentrale für politische Bildung auf ihrer Seite ein Dossier „Russlanddeutsche“ mit verschiedenen Beiträgen, online unter: <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/> [Stand: 06.09.2017]

der Religion oder die Gestaltung gesetzlicher Feiertage. Kommunistische Diktaturerfahrungen werden hier zwar nicht unmittelbar sichtbar, aber der Vergleich unterschiedlicher Erzählungen bietet über einen Umweg Zugriffsmöglichkeiten auf das Thema „Alltag im Kommunismus“ sowie die dadurch geprägten Erfahrungen.

**Die Einordnung kommunistischer Diktaturerfahrungen erfordert einen generati-
onendifferenzierenden Blick.** Zum einen änderten sich in manchen kommunistischen Ländern im Laufe der Zeit die politischen Umstände und damit auch die Diktaturerfahrungen. Zum anderen können Angehörige einer späteren Generation durch innerfamiliäre Prägungen und Narrative kommunistische Diktaturerfahrungen übernehmen, obwohl sie selbst keine solchen gemacht haben. Für die Bildungsarbeit ergeben sich somit unterschiedliche Erfahrungshorizonte.

Gelebte Demokratie im Alltag

Unwissenheit oder Zweifel am politischen System der Bundesrepublik Deutschland gibt es in allen Bevölkerungsgruppen. Daher ist es eine fortwährende Aufgabe, **Grundlagenwissen auf regionaler und kommunaler Ebene zu vermitteln.** Menschen mit unmittelbaren kommunistischen Diktaturerfahrungen ist aktive politische Mitbestimmung eher fremd. Bildungseinrichtungen haben die Aufgabe, Menschen, die in einer Diktatur geprägt wurden, das politische System der Bundesrepublik und die verschiedenen Partizipationsmöglichkeiten in einer Demokratie zu vermitteln.

Misstrauen gegenüber dem Staat, staatlichen Behörden und Parteien ist eine kommunistische Diktaturerfahrung, die viele Menschen aus Ost- und Südosteuropa mit nach Deutschland gebracht haben. Viele von ihnen haben bis heute Vorbehalte gegenüber staatlichen Institutionen und der Justiz. Ihre Erfahrungen haben ihnen gezeigt, dass sich staatliche Institutionen nicht für ihre Interessen einsetzen. Wie hier schon öfter beschrieben, belastet insbesondere Zugewanderte aus den ehemaligen Staaten der Sowjetunion die Sorge, zwischen politische Fronten zu geraten. Ihre Erfahrungen schüren bis heute die Furcht, zum Spielball politischer Interessen zu werden oder einem politischen Umschwung zum Opfer zu fallen, der alles Bisherige infrage stellt. Damit lassen sich unter anderem zurückhaltendes politisches Engagement und geringe Wahlbeteiligung begründen.

Grundlage einer „Demokratiebildung“ kann es sein, die Furcht vor dem Äußern einer eigenen Meinung und vor aktivem politischen Handeln zu nehmen. Gegenrede ist in einer Demokratie nicht strafbar. Es ist kein Risiko, sich öffentlich zu äußern und sich zu engagieren. Das Vertreten einer eigenen Meinung, das Hinterfragen bis hin zum öffentlichen Kritisieren der Politik sind wesentliche Bestandteile der Demokratie. Menschen mit gegenteiligen Erfahrungen kann dies in Bildungsveranstaltungen verdeutlicht werden. Aufgabe von Bildungseinrichtungen (und Parteien) ist es, den Zugewanderten dieses Misstrauen zu nehmen und sie in die politische Arbeit einzubeziehen. Das Vertrauen von Menschen mit kommunistischen Diktaturerfahrungen ist mit Ausdauer zu gewinnen und kann ein längerer Prozess sein. Die negativen Erfahrungen sitzen oft tief. Parteien sollten

sich vergegenwärtigen, dass es sich bei den rund 2,5 Millionen Russlanddeutschen um die größte wahlberechtigte Zuwanderergruppe in Deutschland handelt.

Regionale Vorbilder der Demokratie können helfen, neuen Werten zu vertrauen. Ein Wolfsburger Taxifahrer mit russischen Wurzeln sagte 2015 einmal kopfschüttelnd: „Ein Pfarrer und eine Frau regieren Deutschland. Das geht nicht. Wir brauchen starke Führer wie Putin.“ Die Sehnsucht nach der einen eisernen regierenden Hand, einem unfehlbaren Vorbild, einem ewigen Helden, ist vielen Menschen mit kommunistischer Diktaturerfahrung eigen. Auch wenn sie längst in Deutschland angekommen und Befürworter der deutschen Demokratie geworden sind: In der Suche nach Helden bestehen die Attribute eines sowjetischen Helden bis heute. Aber wie kann ein Vorbild der Demokratie etabliert werden? Eine Möglichkeit ist es, nach solchen Vorbildern vor Ort zu suchen und sie regional zu präsentieren. Damit können neue Blickwinkel geschaffen werden. Mit dieser Suche können gemeinsam Wertmaßstäbe (z. B.: über „die Tat“ hinaus muss der Mensch nicht perfekt sein und macht auch Fehler) für ein demokratisches Vorbild erarbeitet werden. Die Suche nach Vorbildern der Demokratie vor Ort kann Thema im Geschichtsunterricht mit lokaler Spurensuche sein, Vortragsthema in einer Volkshochschule oder auch Themenabend in einer Kirchengemeinde. Denn auch die Demokratie braucht Vorbilder, die demokratisches Handeln im Alltag leben. Dazu bedarf es Menschen, die sich durch besonnenes, unkonventionelles oder mutiges Handeln für das Gemeinwohl eingesetzt haben. Zum Beispiel der Gewerkschafter, der sich im Betrieb für die Mitbestimmung von ausländischen Arbeitnehmern einsetzt, die Bürgerrechtlerin, die 1989 in Osteuropa Flugblätter druckte, oder eine Gruppe Schülerinnen und Schüler, die eine selbstbestimmte, kritische Schülerzeitung produzierten.

Die Gleichzeitigkeit der Medien erfordert medienkritische Kompetenzen. Die russische Sicht auf die Welt, die in den russischen Medien präsentiert wird, ist anders als die deutsche. Der vom russischen Staat finanzierte Auslandsfernsehsender RT (Russia Today) ist beispielsweise mit dem Ziel angetreten, dem Publikum die russische Sichtweise auf das internationale Geschehen vorzustellen und damit ein Gegengewicht zu westlichen Medien zu bilden. Erhebungen aus dem Jahr 2016 zufolge ist RT Deutsch in den sozialen Netzwerken der mit Abstand größte russische Newsanbieter in deutscher Sprache. Laut einer Umfrage im Oktober 2016⁴ trauen viele Zuwanderer aus den ehemaligen Staaten der Sowjetunion den russischen Medien eher als den deutschen. Ein Grund dafür könnte sein, dass sie geübt darin sind, sowjetische/russische Medien kritisch zu lesen, sich in der deutschen Medienlandschaft jedoch ungenügend auskennen.

Wegen der transnationalen Gleichzeitigkeit der Medien kann die Vermittlung medienkritischer Kompetenzen für Schulen und weiterführende Bildungseinrichtungen wie Volkshochschulen eine Aufgabe sein. In diesem Fall geht es darum, den Unterschied zwischen russischen und deutschen Medien kennenzulernen: Wem unterstehen die Medien? Welche Kontroll- und Zensurorgane gibt es? Wie werden die Nachrichten vermittelt? Welche Sprache und Vermittlungsmethode wird benutzt? Bildungseinrichtungen für Erwachsene können Vorträge und Diskussionen zum Thema anbieten. Ziel des medienkritischen Denkens ist es, die Inhalte russischer und deutscher Medien zu analysieren und kritisch zu hinterfragen, um sich auf dieser Grundlage eine eigene Meinung zu bilden.

⁴ Studie: Russischsprachige Deutsche.

IV.3. Die besondere Rolle von Kirchengemeinden und religiösen Gemeinschaften als Teil der Zivilgesellschaft

Über Zuwanderer aus Ost- und Südosteuropa heißt es oft, sie hätten sich „geräuschlos eingegliedert“. Unbeachtet bleibt dabei, dass sie oftmals in eigenen Vereinen, Glaubensgemeinschaften und Communities unter sich leben. Insbesondere für russlanddeutsche Zuwanderer gelten eine starke Religiosität und die Zugehörigkeit zu einer der vielen verschiedenen mitgebrachten Glaubensrichtungen, vor allem einer christlich-freikirchlichen Bindung. Für die meisten Familien war die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft der Kraftquell, um das Stalin-Imperium und die nachfolgende Zeit durchzustehen. Ihr Glaube trug sie von Estland bis zur chinesischen Grenze, von der Wolga nach Kasachstan. Daneben war und ist teilweise bis heute die Zugehörigkeit zu ethnisch geprägten Vereinen und Gruppen ausschlaggebend, die sich im Laufe der Zeit zu eigenständigen Milieus verstetigt haben. Nach gemeinsamen Anknüpfungspunkten der regionalen Mehrheitsgesellschaft und der zugewanderten Menschen wird von beiden Seiten kaum noch gefragt. An das Nebeneinander haben sich alle längst gewöhnt. Kirchengemeinden können mit ihren Mitteln das Nebeneinander aufgreifen, thematisieren und bestenfalls sogar öffnen. Die Fragen dabei sind: Wo liegen Gemeinsamkeiten und welche Bedürfnisse sollten bei allen Beteiligten berücksichtigt werden, damit ein Miteinander möglich ist?

Kirchen und religiöse Gemeinschaften haben eine besonders inklusive Rolle. Hier können die Vorstellungen von Kirche, Liturgie und Gemeindegliederung auseinandergehen. Oftmals erwarten die Einheimischen eine möglichst weitgehende Anpassung der „Neuen“, ohne nach ihren Bedürfnissen und religiösen Vorstellungen zu fragen. Die Neuaufnahme der zugewanderten Menschen in eine Kirchengemeinde war oft nicht mehr als ein Verwaltungsakt und der Eintritt in ein häufig undurchlässiges Milieu. Insbesondere für Russlanddeutsche ist Kirche in der Regel nicht die gesellschaftlich gutgeheißene Großorganisation mit all ihren Einflussmöglichkeiten. Wenn Kirche erlebt wurde, dann eher als kleine Gruppe während der Sowjetdiktatur. Aussiedler und Spätaussiedler suchen in Kirche nicht unbedingt ein bestimmtes Milieu, sondern eine stark gruppenbezogene Gemeindeerfahrung.⁵ Gerade mit Blick auf die hohen Risiken, die viele ältere Menschen durch ihre Glaubensstreue eingegangen sind, sollte diesen Menschen mit Respekt begegnet werden.⁶ Ebenso stellen für jüdische Migranten aus Ost- und Südosteuropa die Synagoge und die Gemeinde eine soziale Anlaufstelle, einen Ort der Begegnung und der Kommunikation dar.

Dieser Gemeindeerfahrung kann **durch gemeinsame Feiern mehr Raum** gegeben werden. Gemeinsam können religiöse Feste (z. B. gemeinsame Gottesdienste) oder regionale/nationale Feste der aufnehmenden Gesellschaft sowie „mitgebrachte Feste“ der hinzukommenden Menschen gefeiert werden. Mitunter nutzen verschiedensprachige Gemeinden mit liturgisch unterschiedlichen Gottesdienstformen eine Kirche, begegnen einander jedoch nie. Es spricht grundsätzlich nichts gegen die Beibehaltung der verschiedenen Formen und das getrennte Feiern. Was aber spricht dagegen, ein oder zwei

Mal im Jahr gemeinsam einen Gottesdienst oder ein Gemeindefest zu feiern und sich kennenzulernen? Für ein gutes Gelingen können folgende Punkte hilfreich sein:

- Die Feier sollte rechtzeitig von einem Team aus den verschiedenen religiösen Gruppen geplant werden. Bei einer gemeinsamen Planung ist es wichtig, zunächst auf mögliche gegenseitige Vorbehalte zu achten und den Organisationspartnern das Gefühl der Gleichberechtigung zu vermitteln.
- In Entscheidungen sollten alle einbezogen und ihre Meinungen eingeholt werden.
- Alle Sprachen sollten gleichberechtigt ihren Platz in der Feier finden.
- Für die Feier müssen gemeinsame Schnittmengen gesucht werden, ohne die Unterschiede zu negieren.

Schon in der Vorbereitung sollte darauf geachtet werden, dass die Feier auf ein Miteinander statt auf ein Nebeneinander ausgerichtet ist. Zum Beispiel fühlen sich Russlanddeutsche aufgrund ihrer Ausgrenzungserfahrung als Minderheit in der Sowjetunion oft benachteiligt und in ihren Bedürfnissen und Ansprüchen wenig beachtet.

Die Kirche hat Möglichkeiten, sich als Ort der Seelsorge mehr als bisher den Bedürfnissen osteuropäischer Gemeindeglieder zuzuwenden. **Muttersprachliche Seelsorgeeinrichtungen** wie die Aussiedlerseelsorge der Evangelischen Kirche in Deutschland, die in verschiedenen Landeskirchen beheimatet ist, oder die russischsprachige Telefonseelsorge „Doweria“, von der Diakonie getragen, sind hochfrequentierte Angebote mit ungenügender finanzieller Absicherung. Kirchengemeinden und Kirchenkreise mit vielen Zuwanderern aus Ost- und Südosteuropa sollten verstärkt eine muttersprachliche Seelsorge anbieten. Da die Seelsorgerinnen und Seelsorger zunehmend von traumatisierten Menschen verschiedener Generationen aufgesucht werden, die direkt oder indirekt Opfer kommunistischer Gewaltherrschaft geworden sind, sollte traumatherapeutische Arbeit mit angeboten werden. Sensibilisierung für prägende kommunistische Diktaturerfahrungen sowie Aus- und Weiterbildungen im Bereich der Trauma-Arbeit sind für diese Mitarbeiter unerlässlich.

⁵ Hauschildt, S. 244.

⁶ Eyselein.

Literatur:

Christian Eyselein: *Russlanddeutsche: Lebendige Brücke? Versuch einer Zwischenbilanz nach 25 Jahren. Vortrag zur Fachtagung „Brückenschlag zwischen Deutschland und Russland. Toleranz seit Katharina II.“*, 27.–28. 11. 2013. Berlin, online unter: www.pfarerverband.de/print/artikel.php?id=3692 [Stand: 30.07.2017].

Eberhardt Hauschildt: *Russlanddeutsche aus der Milieuperspektive*, in: Lothar Weiß (Hg.): *Russlanddeutsche Migration und evangelische Kirchen (Bensheimer Hefte. Nr. 115)*. Göttingen 2013, S. 238–253.

Viktor Krieger: *Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen*. Bonn 2015. *Gegen eine Schutzgebühr bei der Bundeszentrale für politische Bildung bestellbar unter www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/217258/kolonisten-sowjetdeutsche-aussiedler* [Stand: 23.08.2017].

Russischsprachige Deutsche. Forschungsergebnisse, im Auftrag der Boris Nemtsov Foundation For Freedom, Oktober 2016, online unter: <http://nemtsovfund.org/de/2016/11/die-boris-nemtsov-foundation-studie-russisch-sprechende-deutsche/> [Stand: 31.07.2017].

Julia Simonson / Claudia Vogel / Clemens Tesch-Römer (Hg.): *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey*, Berlin 2016.

V. Danksagung

Diese Publikation ist das Ergebnis eines Projektes von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., gefördert mit Mitteln der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Bedanken möchten wir uns bei allen Personen, die uns mit ihrem Expertenwissen, ihren Ideen, Anregungen und Meinungen beraten und unterstützt haben. Unser Dank geht insbesondere an Frau Dr. Sabine Arnold, an Prof. Bernd Faulenbach sowie an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Themenworkshops in Münster im Dezember 2016.

Ruth Wunnicke

Bildnachweis

Titelfoto: © Ruth Wunnicke, „Kosmonaut“ Erich Enge (1967),
Glasmosaik. Schwedt/Oder, Vereinshaus „Kosmonaut“

Seite 23: Titelseite von *Halt, Amikäfer: Dokumente zum Kartoffelkäferabwurf*, hrsg. vom
Amt für Information der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik,
Berlin 1950
© Privat

Seite 28: © Privat

Seite 32: © RIA Novosti archive, image #848863/Alexander Liskin/CC-BY-SA 3.0,
© Wikipedia, gemeinfrei

Seite 35: © Bundesarchiv, Bild 183-1989-1007-402/Franke, Klaus

Seite 39: © Wikipedia, gemeinfrei

Seite 40: © Bundesarchiv, Bild 183-30479-0002/Illner

In Deutschland leben rund 7,5 Millionen Menschen, die familiäre Wurzeln in Ost- und Südosteuropa haben. Diese Länder wurden lange vom Kommunismus geprägt. Erfahrungen, die im alltäglichen Leben in kommunistischen Diktaturen gemacht wurden, spielen auch im heutigen Leben in Deutschland eine Rolle. Als unsichtbares Gepäck wurden sie bei der Migration mitgenommen und innerfamiliär weitergegeben.

Die vorliegende Publikation geht der Frage nach, wie sich diese kommunistischen Diktaturerfahrungen auswirken und inwieweit sie das Denken und Handeln vieler Menschen bis heute prägen.

www.gegen-vergessen.de/unsere-angebote/kommunistische-diktaturerfahrungen/

Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. verbindet seit 1993 historische Erinnerungsarbeit mit dem konkreten Einsatz für die Demokratie.

Themen von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. sind die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen, dem Unrecht des SED-Regimes und verschiedenen Formen des politischen Extremismus.



www.gegen-vergessen.de

ISBN 978-3-00-057281-4